Die
Marionetten des Teufels.

Vierte Abtheilung:

Das Haus der Geheimnisse.

(Fortsetzung von „Perine Engoulevent“.)

Von

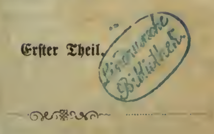
Xavier von Montépin.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.



Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.





Erstes Capitel.

Die Straße von Etampes.

Am äußersten Ende des Gäßchens l'Estouffade ließ Luc die Pferde unter der Obhut Malo's und setzte seinen Weg zu Fuße weiter fort, indem er Sorge trug, sein Gesicht mit einem Zipfel seines Mantels zu bedecken, was er niemals zu thun verfehlte, wenn er sich am hellen Tage nach dem Rothen Hause begab.

Er trat durch die kleine Thür ein, erstieg schnell die Treppe und trat dann urplötzlich in das große Zimmer, wo er Perine fand, die ihn nicht erwartete und sich durch die Blässe und den Ausdruck von Angst, der sich in seinen Zügen malte, sehr überrascht zeigte.

»Was gibt es denn?« rief sie. »Droht uns eine Katastrophe?«

»Das sollst Du mir sagen,« antwortete der Baron.

»Ich?«

»Ja Du, denn Du allein besitzest das Geheimniß der Situation. René de Rieux sucht in diesem Augenblicke überall Waffen gegen mich.«

»Ich begreife das; aber was brauchst Du weiter darnach zu fragen? Er wird keine finden.«

»Bist Du dessen gewiß?«

»Ich glaube es wenigstens zu sein.«

»Kennst Du den Grafen von Jussac, Perine?«

»Nein.«

»Wohlan, der Graf von Jussac, den Du nicht kennst, hat René von Rieux vor zwei Stunden nach der Place Royale zu dem Marquis de la Tour-Landry geführt.«

»Und Herr von Rieux hat den Marquis gesprochen?« fragte Perine gebieterisch.

»Nein, denn der Marquis ist abwesend und wird erst morgen wiederkommen. Morgen aber wird René ihn sprechen.«

»Er darf ihn nicht sprechen!« rief Perine. »Er darf nicht! Du stehst mir mit deinem Kopfe dafür, daß es nicht geschehe.«

»Dann hatte ich also doch richtig gerathen. Die Gefahr ist vorhanden, nicht wahr?«

»Ja, sie ist vorhanden und sie ist ungeheuer.«

»Was weiß der Marquis?«

»Er weiß Alles.«

»Wann ist er aber davon unterrichtet worden? Auf welche Weise und durch wen?«

»Vor mehreren Jahren — auf die einfachste Weise von der Welt, — und durch mich.«

»Durch Dich!! — Aber das ist ja unglaublich! — Du wolltest mich also in's Verderben stürzen?«

»Durchaus nicht. Ich hatte Dir so eben zehntausend Livres gegen die auf zwölftausend lautenden Papiere zugestellt und muthmaßte ein wenig die Wahrheit, die mich übrigens nicht abgehalten hätte, das Geschäft abzuschließen. — Ich bin ein wenig neugierig und wollte bestimmt

wissen, woran ich mich zu halten hätte — weiter war es nichts. — Ich legte daher ein Costüm an, welches mir das Ansehen einer reichen Kaufmannsfrau aus dem Quartier Saint-Denis gab, ich nahm eine Sänfte, ließ mich nach der Place Royale tragen und verlangte eine Audienz, welche der Marquis de la Tour-Landry mir sofort gewährte. Er empfing mich mit großer Höflichkeit und fragte mich, ob er etwas thun könne, um mir angenehm zu sein. Ich brachte eins meiner Papiere zum Vorschein — das, welches auf zehntausend Livres lautete — und legte es ihm vor. Er betrachtete es mit trauriger Miene und sagte, indem er es mir zurückgab:

»Madame, diese Unterschrift ist nicht die meinige.«

»Ich dachte mir es wohl, Herr Marquis,« antwortete ich.

»Aber,« fuhr er fort, »Sie sollen deswegen nichts verlieren.«

»Das hoffe ich, Herr Marquis.«

»Geben Sie mir dieses Papier, Madame.«

»Darf ich so frei sein, den Herrn Marquis zu fragen, was er damit machen will?«

»Ich will den Betrag bezahlen und es Ihnen abnehmen.«

»Das kann ich nicht zugeben.«

»Warum nicht?«

»Weil der Herr Marquis, da er nicht unterschrieben hat, auch nichts schuldig ist und weil ich kein Geld nehme, was mir nicht zukommt.«

»Sie irren sich, Madame. Ich bin wirklich Ihr Schuldner, denn in meiner Eigenschaft als Edelmann kann

ich meine Unterschrift, sei sie wahr oder falsch, nicht protestiren lassen. Uebrigens habe ich den Vater des Baron von Kerjean gekannt und geliebt. — Wenn der Sohn ein Elender ist, so war doch der Vater ein rechtschaffener Mann und ein loyaler Edelmann. So lange ich es verhindern kann, soll kein adeliger Name vor das Criminalgericht geschleppt, soll nicht der Name meines alten Cameraden in das Register der Galeerensclaven eingezeichnet werden. — Noch einmal, Madame, geben Sie mir dieses Papier.«

»Ich weigerte mich von Neuem. Der Marquis bat und flehte und schien endlich so trostlos, mich unbeugsam zu finden, daß ich, da ich im Grunde genommen ein gutes Herz habe, zuletzt nachgab. Ich strich meine zehntausend Livres ein und ließ ihm den Wisch, nach welchem er so lüstern war und von welchem wir, Du und ich, nicht wieder haben sprechen hören.«

»Unglückliche!« rief Kerjean in Wuth ausbrechend, »also hast Du jenes verhängnißvolle Papier ausgehändigt.«

»Nicht übel, daß Du mir Vorwürfe darüber machst, mein lieber Luc; war ich vielleicht nicht in meinem Recht?«

»Du hättest von diesem Recht keinen Gebrauch machen sollen!«

Perine zuckte die Achseln.

Der Baron hob wieder an:

»Und dennoch, wie oft hast Du mich seit jener Zeit die Wucht meiner Kette fühlen lassen, indem Du mir mit jenem falschen Papier drohtest, welches gleichwohl nicht mehr in deinen Händen war.«

»Du vergissest, daß ich noch das andere Papier hatte,

das über zweitausend Livres,« antwortete Perine kalt, »und daß Du folglich an Händen und Füßen gebunden, unbedingt in meine Macht gegeben warst. Bei dergleichen Dingen ist es nicht die Höhe der Summe, welche das Verbrechen ausmacht. Man kommt wegen hundert Thaler eben so gut auf die Galeeren, als wegen einer Million; beruhige Dich daher, mein lieber Baron — denke einen Augenblick nach und Du wirst zugeben, daß meine Interessen mir geboten, so zu handeln, wie ich gethan, und daß es mir vollkommen unmöglich war, vorauszusehen, was heute geschieht.

Kerjean sah ein, daß Perine Recht hatte. Er bemühte sich, seine Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen und fragte nach Verlauf einiger Secunden mit beinahe ruhiger Stimme:

»Glaubst Du, daß der Marquis diesen Beweis eines Jugendfehlers aufgehoben habe?«

»Das steht unglücklicherweise nur allzusehr zu fürchten. Ueberdies habe ich die Ueberzeugung, daß, wenn dieser Beweis aufgehört hatte zu existiren, der Marquis diese Thatsachen blos dem Herzog von Simeuse zu erzählen und zu beweisen brauchte, um, trotz des Lebenselixirs, ihn zu veranlassen, sein Dir gegebenes Wort zurückzunehmen.«

»Dann aber bin ich verloren, ohne Rettung verloren und alle unsere Pläne sind zertrümmert.«

»Ja, ohne Zweifel, wenn nämlich René von Rieux morgen mit dem Marquis zusammenkommt. — Bis dahin aber ist nichts gefährdet, und die Partie, welche wir spielen, kann noch gewonnen werden, denn wir haben noch Zeit bis morgen.«

»Aber wie sollen wir sie denn gewinnen?«

»Indem wir die Begegnung des Marquis und René's unmöglich machen.«

»Eine solche Begegnung ist aber unvermeidlich!«

»Wer weiß?« murmelte Perine.

»Auf welche Weise soll man sie verhindern?«

»Das ist deine Sache. Suche ein Mittel.«

»Wie wäre es, wenn ich René von Rieux zum Zweikampfe herausforderte und tödtete?«

»Unter welchem Vorwand willst Du ihn herausfordern? Uebrigens, da er Hoffnung hat, Dir bei Simeuse zu schaden und den von Dir usurpirten Platz wieder einzunehmen, so würde er sich ganz gewiß weigern, sich zu schlagen. Ich muß noch hinzufügen, daß Du, wenn Du auch den Nebenbuhler tödtetest, deswegen doch nicht weiter wärest. Dieses Duell würde einen Höllenlärm machen — der Graf von Jussac, der sich für René sehr zu interessiren scheint, würde die Ursache des Zweikampfes dem Marquis offenbaren und dieser letztere würde sich beeilen, dem Herzog die nöthigen Aufklärungen über Dich zu geben.«

Luc stampfte mit dem Fuße und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Es war augenscheinlich, daß er suchte und nicht fand.

»Perine!« rief er plötzlich, indem er mit wildem Blick den Kopf emporrichtete.

»Nun?«

»Der Marquis ist jetzt nicht in Paris.«

»Wenigstens hast Du mir es gesagt.«

»Morgen soll er wiederkommen. — Wie, wenn ich ihn verhinderte anzulangen? — Was meinst Du dazu?«

»Ich meine, daß dies von Dir sehr geschickt und sinnreich wäre. Ich dachte eben auch schon daran, wollte Dir aber das ganze Verdienst der Inspiration lassen.«

»Noch heute Abend werde ich erfahren, auf welchem Wege und zu welcher Stunde der Marquis zurückkehren wird. Morgen mit Tagesanbruch gehe ich ihm entgegen, so daß ich ihn etwa zehn oder zwölf Lieues weit von Paris erwarten kann.«

»Dann gedenkst Du also selbst zu handeln?«

»Ja wohl; ich bin des arabischen Sprichwortes eingedenk: »Wenn Du willst, so gehe — wenn Du nicht willst, so schicke.«

»Ich bin vollkommen mit Dir einverstanden und will Dir einen guten Rath geben. Vergiß nicht, daß der Zufall, wenn man sich seiner zu bedienen weiß, im Nothfall der gelehrigste und verschwiegenste aller Mitschuldigen wird. Bemühe Dich, ihn zu deinem Verbündeten zu machen. — Ein Unfall erklärt sich von selbst, während man bei einem Messerstich im Herzen oder bei einer Pistolenkugel im Kopfe die Ursache wissen will. — Mit einem Worte, vermeide, wenn es sein kann, die Neugier der Polizei. Verstehst Du mich?«

»Ich verstehe und ich werde es benützen.«

»Nun so geh und während Du deinerseits arbeitest, werde ich meinerseits nicht unthätig bleiben.«

»Was willst Du thun?«

»Ich werde versuchen, Dich zweier sehr gefährlicher Menschen, des Grafen von Jussac und René's von Rieux, zu entledigen.«

»Wenn Du das thust, Perine, und wenn mein Vor-

haben gelingt, so sind wir vor der Hand gerettet und gegen jede künftige Gefahr geschützt.«

Perine lächelte. Kerjean's Gesicht strahlte vor Freude. Er entsann sich nicht einmal mehr der tiefen Entmuthigung, die ihn nur wenige Minuten vorher auf so vollständige Weise zu Boden drückte.

Luc verließ das Rothe Haus, begab sich wieder zu seinen Pferden und nahm den Weg nach dem Berge Sainte-Geneviève, nachdem er Malo den Befehl gegeben, nach der Place Royale zurückzukehren und den Schweizer des Marquis de la Tour-Landry auszuhorchen, um von ihm zu hören, wo sich sein Herr gegenwärtig befände und zu welcher Stunde man seine Rückkehr erwartete.

Luc soupirte im Hotel Simeuse. Er brachte hier den ganzen Abend zu und es ward zwischen dem Herzog, der Herzogin und ihm verabredet, daß die Hochzeit zu Ende der nächstfolgenden Woche auf sehr einfache Weise und vor einer sehr kleinen Anzahl von Verwandten und vertrauten Freunden gefeiert werden solle.

Alle Mitglieder der hohen Aristokratie von Paris wußten, daß Jane lange Zeit René's Braut gewesen war. Dieser Umstand legte der Familie Simeuse die Nothwendigkeit auf, eine so plötzliche Verbindung mit einem andern Mann nicht mit Geräusch und Glanz zu umgeben.

Uebrigens begreift man, daß Kerjean sich sehr bereitwillig in dieses seinem Interesse so günstige halbe Geheimniß fügte, weil dadurch ohne Zweifel ungelegene Mittheilungen verhindert wurden, bis zu dem Herzog zu dringen.

Als der Baron in seine Wohnung am Quai Saint-

Paul zurückkehrte, traf er Malo an, welcher vollkommen im Stande war, ihm ausreichende Aufschlüsse zu geben.

Der alte Marquis war in diesem Augenblick in seinem Schlosse la Tour-Landry, ganz nahe bei Etampes gelegen. Dort wollte er den nächstfolgenden Tag um zehn Uhr Morgens mit der Post abreisen, so daß er gegen zwei Uhr Nachmittags in Paris ankäme. Er hatte für diese kurze Reise blos einen einzigen Kammerdiener mitgenommen.

Diese Angaben war zufriedenstellend. — Kerjean entwarf seinen Plan für den nächstfolgenden Tag, befahl, ihn frühzeitig zu wecken, legte sich zu Bett, schlief sehr bald ein und träumte, daß er einen leichten und vollständigen Erfolg erlangte. Mit Tagesanbruch trat Malo dem erhaltenen Befehle gemäß in das Zimmer seines Herrn.

Der Baron trug ihm auf zwei Pferde zu satteln und sich bereit zu halten, ihn zu begleiten. Dann begann er rasch Toilette zu machen und nachdem er sich halb angekleidet, öffnete er die Thür eines Gemaches, welches wir schon kennen und worin sich in der Ordnung unzählige Costüme aller Art, von der Uniform des Generals an bis zur Jacke des Lastträgers, befanden.

Hier zog er ungeheure Reiterstiefel an, die bis über die Knie seiner hirschledernen Beinkleider hinaufgingen, und fuhr dann in die mit Achselschnüren und silbernen Knöpfen verzierte Jacke, welche die unabänderliche Livrée der Postillone des achtzehnten Jahrhunderts ausmachte. Dann rollte er den kleinen, mit silbernen Tressen besetzten Hut von Wachstuch, welcher bestimmt war, diese Livrée, welche unter den Falten eines weiten Mantels ver-

schwand, zu vervollständigen zusammen und befestigte ihn an seinem Gürtel.

Nachdem dies geschehen, begab er sich wieder in sein Schlafzimmer, steckte eine Rolle Gold und Pistolen in die Taschen, genoß zum Frühstück eine Schnitte kaltes Fleisch und ein Glas spanischen Wein und ging dann hinunter.

Malo, dessen gewissenhafte Pünktlichkeit sich niemals verläugnete, erwartete ihn auf dem Hofe und hielt die beiden Pferde am Zügel.

Kerjean schwang sich auf seinen spanischen Hengst und dann nahmen der Herr und der Diener durch die noch menschenleere Straße hindurch die Richtung nach der Straße von Orleans.

Von Paris nach Etampes zählte die königliche Post zu jener Zeit drei Stationen — die erste in Athis Mons, die zweite in Saint-Michel, die dritte in Bouray.

Der Baron und Malo passirten im schärfsten Trabe reitend die Station Athis Mons und kamen kurz vor zehn Uhr Vormittags eine halbe Lieue vor Saint-Michel an.

Hier befand sich am Rande der Straße ein altes Gebäude in schlechtem Zustande. Es hatte früher als Schäferei gedient, stand aber schon seit langer Zeit leer. Das Dach war halb eingestürzt, die Thür war nicht mehr vorhanden, Gestrüpp wuchs auf der Schwelle und Schmarotzergewächse erfüllten das Innere.

Diese alte Baracke stand auf der Kuppe eines ziemlich hohen Hügels, an welchem die Straße in einem Zickzack von unglaublicher Steilheit hinaufführte.

Wenn man von Etampes kam, so hatte man die auf der Höhe des Hügels liegende Schäferei zur Linken und

rechts eine beinahe senkrechte, vierzig bis fünfzig Fuß tiefe Kluft, an deren gefährlichem, mit Gras bewachsenem Rande, der durch mehrere stattgehabte Erdstürze mit jedem Tage schmäler ward, der sehr schmale und schlecht unterhaltene Weg ziemlich lange hinführte.

Ein einziger Blick reichte für Kerjean (wie für Carmen in der Bretagne im Hexenthale) hin, um sich von der Lage und Beschaffenheit des Ortes und von dem Nutzen, den er davon ziehen könnte, Rechenschaft zu geben.

Er hielt sein Pferd der alten Schäferei gegenüber an, stieg ab und befahl seinem Diener, dasselbe zu thun.

»Malo,« sagte er hierauf, indem er ihm die Ruine zeigte, »hier wirst Du mit den Pferden hineingehen.«

»Ja, Herr Baron, und wenn ich einmal darin bin, was soll ich dann thun?«

»Sorge tragen, daß Dich Niemand sieht, und mich erwarten.«

»Erlauben Sie mir zu fragen, Herr Baron, ob Ihre Abwesenheit lange dauern wird?«

»Diese Frage kann ich nicht beantworten. Die Dauer meiner Abwesenheit wird mehr von dem Herrn Marquis de la Tour-Landry abhängen, als von meinem eigenen Willen. Ich glaube indessen, daß Du nicht lange zu warten brauchen wirst und ich empfehle Dir, wenn eine Postchaise von Etampes kommend und in der Richtung nach Paris weiterfahrend, an der Baracke vorüberkommt, den Postillon wohl ins Auge zu fassen.«

»Ich werde nicht verfehlen, Herr Baron,« antwortete Malo, ohne die Wichtigkeit dieses Auftrages begreifen zu können.

Kerjean lächelte, schlug die Falten seines Mantels fester um sich und nahm zu Fuße die Richtung nach Saint-Michel.

Zweites Capitel.

Die Station Saint-Michel.

Saint-Michel war ein Dorf ohne Bedeutung in einer schönen, malerischen Gegend und vom Frühling an durch das dichte Laubwerk prachtvoller Nußbäume beschattet.

Die Posthalterei befand sich in dem letzten Hause der Hauptstraße nach Paris zu und dieses Haus, welches gleichzeitig zur Landwirthschaft und als Herberge diente, stand isolirt mitten unter seinen Scheunen, Ställen und Wirthschaftsgebäuden.

Der umfangreiche, von einer immergrünen Hecke umschlossene Obstgarten zog sich längs der Straße auf einer Strecke von ungefähr zwei- bis dreihundert Schritten hin.

Eine am äußersten Ende der Umhegung angebrachte kleine graue Thür gestattete aus dem Obstgarten auf die Landstraße herauszutreten.

In dem Augenblicke, wo der Baron an der grauen Thür vorüberging, hörte er hinter der Hecke zwei Stimmen, beide ganz jung, eine männliche und eine weibliche.

Kerjean befand sich im Vortheil. Uebrigens gehörte er auch zu den Leuten, welche glauben, daß ein Geheimniß, sei es von welcher Art es wolle, immer gut zu erlauschen

ist und daß man von einer Indiscretion stets Nutzen ziehen kann.

Er blieb daher stehen und horchte.

Das, was er hörte, schien ihn aber nicht sehr interessiren zu sollen. Es war das Ende eines Zankes von zwei Liebesleuten.

Der junge Mann warf dem jungen Mädchen vor, daß sie ihn durch ihre Koketterie zur Verzweiflung triebe, und daß sie Jean Louis, seinem Nebenbuhler, mit allzu ermuthigendem Wohlwollen begegne.

»Hast Du nicht am vergangenen Sonntage in der Musikantenscheune nicht weniger als drei Tänze mit ihm getanzt?« rief der junge Mann.

Hierauf antwortete das junge Mädchen, wenn sie auch mit Jean Louis getanzt habe, so liebe sie ihn doch deswegen nicht, sondern sie habe mit ihm getanzt, weil Cäsar, den sie liebe, wie gewöhnlich den Eifersüchtigen gespielt und sie nicht ein einziges Mal zum Tanze aufgefordert habe. Was das ihr zum Vorwurf gemachte Wohlwollen beträfe, so könne sie diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen — sie gehorche blos dem bestimmten Befehle ihres Vaters, welcher einmal Jean Louis begünstige und sie lieber mit diesem verheiraten wolle als mit Cäsar und zwar aus dem sehr guten Grunde, weil Jean Louis eine ziemliche Summe Geldes besäße, Cäsar aber keinen rothen Heller.

»Aber ich werde Geld verdienen!« rief der traurige Liebhaber; »ich bin zehn Jahre jünger als Jean Louis und erst seit einem Jahre Postillon. Wie könnte ich mir

da schon große Ersparnisse gemacht haben! In zehn Jahren wirst Du sehen, daß —«

»Ach, mein Vater wird nicht zehn Jahre warten, um mich zu verheiraten,« antwortete das junge Mädchen; »er sagt, es sei die höchste Zeit und man müsse sich der Töchter so bald als möglich entledigen.«

»Dann,« sagte der Liebhaber in kläglichem Tone, »dann bleibt mir nichts weiter übrig, als mich an der Halfter eines meiner Pferde aufzuknüpfen.«

»Du willst Dich hängen, Cäsar? Bist Du von Sinnen? Ach, das wäre ein sehr schlechtes Mittel, um unsere Heirat zu Stande zu bringen.«

»Aber was soll ich denn sonst thun?«

»Erwirb Dir Vermögen.«

»Aber wie denn?«

»Was weiß ich? — Rühr' Dich — Jean Louis hat es auch gethan, dafür ist er nun aber auch reich. Er besitzt über hundert Thaler.«

»Wohlan, ich werde es machen wie Jean Louis und ich werde auch über hundert Thaler haben.«

»Gut, aber halte Dich ein wenig dazu. Ich für meine Person habe wohl Geduld, mein armer Cäsar, mein Vater aber will, daß Alles gehe wie mit der Post.«

»Es soll gehen wie der Wind, wenn Du mir versprichst, daß Du mich liebst.«

»Nun ja, ich liebe Dich, Du weißt es.«

»Und Du wirst Jean Louis nicht heiraten?«

»Nein doch, ich kann ihn nicht leiden.«

»Ist das wahr?«

»So wahr ich ein rechtschaffenes Mädchen bin. Nun

muß ich aber gehen. Wir plaudern schon über eine Viertelstunde und mein Vater sucht mich vielleicht schon.«

»Wohlan denn, auf Wiedersehen, Madeline.«

»Auf Wiedersehen, Cäsar.«

»Behalte mich in gutem Andenken, Madeline.«

»Ich denke fortwährend an Dich, Cäsar.«

Kerjean hörte das Geräusch zweier tüchtiger Küsse — dann ward die kleine graue Thür vorsichtig geöffnet — eine junge hübsche rothbäckige Blondine kam mit einem Sprunge auf die Straße heraus. Als sie sah, daß ein Fremder unbeweglich einige Schritte vor ihr stand, wendete sie rasch das Gesicht ab und floh querfeldein wie eine gescheuchte Gazelle.

Der Baron lächelte und setzte seinen Weg weiter fort nach dem Posthause, welches, wie wir schon gesagt, zugleich ein Bauerngehöft und eine Herberge war.

Er trat in einen großen Hof, der von Ställen und Scheunen umgeben war, dann überschritt er die Schwelle einer Küche, die zugleich als gemeinschaftliches Gastzimmer diente.

Sofort näherte sich ihm eine muntere Dirne in kurzem Rock und mit freundlichem Gesicht und fragte ihn in ehrerbietigem Tone:

»Was wünscht der Herr?«

»Eine Flasche vom ältesten und besten Weine eures Kellers, mein schönes Kind,« antwortete Kerjean, »und ein paar Schnitten von dieser vortrefflichen Hammelkeule, welche ich hier am Bratspieß stecken sehe.«

»Gleich, gleich. — Ich werde für den Herrn den

Tisch in einem kleinen Zimmer decken, wo der Herr sich sehr wohl befinden wird.«

Nach Verlauf von drei Minuten setzte Kerjean sich vor einen Tisch, der mit einem schneeweißen Tuche bedeckt war. Die Hammelbratenschnitten dampften in ihrem schmackhaften Saft auf einem geblumten Glasteller neben einer ehrwürdigen Flasche, deren hohes Alter durch eine zehnfache Lage von krystallisirtem Staube bezeugt ward.

Die Mahlzeit war, wie wir wissen, übrigens weiter nichts als ein Vorwand oder vielmehr ein Mittel.

Der Baron kostete den Hammelbraten und erklärte ihn für zart und duftig — dann versuchte er den Wein, und erklärte, derselbe sei von erster Qualität — und hierauf begann er die junge Magd auszufragen.

»Habt Ihr,« sagte er zu ihr, »hier nicht einen Postillon Namens Cäsar?«

»Ja, mein Herr — es ist ein sehr wackerer Junge. Kennt der Herr vielleicht Cäsar?«

»Nein, ich habe aber von ihm von einem meiner Freunde erzählen hören, den er zuweilen fährt. Ist er heute hier?«

»Er sollte hier sein, denn er hat heute Dienst.«

»Kann ich ihn sprechen?«

»Ja wohl, mein Herr; ich werde ihn sogleich holen.«

Die Magd verließ das Zimmer und Kerjean hörte sogleich darauf ihre durchdringende Stimme in dem Hofe herumrufen:

»Cäsar! heda, Cäsar! komm einmal hierher, aber geschwind.«

Madelinens Liebhaber ließ nicht lange auf sich warten. Er war ein großer stämmiger Bursche von zweiundzwanzig Jahren, hübsch wie ein Mädchen, sehr schüchtern und sogar ein wenig naiv. Er trat mit verwunderter Miene in das kleine Zimmer, drehte seinen Postillonshut aus Verlegenheit in den Händen herum und wagte kaum die Augen auf den Baron zu heften, indem er murmelte:

»Haben Sie nach mir gefragt, mein Herr?«

»Ja wohl, mein Freund,« antwortete Luc, »wenn Ihr nämlich Cäsar heißt.«

»Ja, so heiß' ich, mein Herr.«

»In diesem Falle haben wir mit einander zu sprechen.«

»Ah,« murmelte Cäsar mit gewaltigem Erstaunen, »wir haben mit einander zu sprechen?«

»Vor allen Dingen aber,« hob der Baron wieder an, »sehet nach, ob uns Jemand hören könnte.«

Der Postillon ging bis an die Thür, öffnete und chloß sie, dann stellte er sich wieder dem Tisch gegenüber und sagte:

»Es hört uns Niemand, mein Herr.«

»Mein Freund,« begann Luc, »ich interessire mich für Euch.«

»Für mich!« stammelte Cäsar ganz bestürzt.

»Ja, für Euch und ich werde es Euch sogleich beweisen. Ich bin von euren Angelegenheiten vollständig unterrichtet. Ihr liebt eine allerliebste Blondine, welche Madeline heißt, und werdet von ihr wieder geliebt.«

Der Postillon riß vor Erstaunen den Mund auf und konnte sich einer Geberde der Ueberraschung und eines unfreiwilligen Ausrufs nicht enthalten.

»Sie kennen Madeline?« stammelte er.

»Ich kenne wenigstens eure Liebschaft mit ihr. Ich bin davon gerührt und möchte Euch förderlich sein. Jean Louis ist ein Nebenbuhler, der eurer unwürdig ist.«

Cäsars Lippen bewegten sich. Seine weitgeöffneten Augen schienen aus ihren Höhlen hervortreten zu wollen. Er war an den äußersten Grenzen des Erstaunens angelangt.

Kerjean hob wieder an:

»Unglücklicherweise ist Jean Louis reich und Ihr seid es nicht. Dies gibt ihm einen großen Vortheil vor Euch, vielleicht aber läßt sich ein Mittel ausfindig machen, um die Partie gleich zu machen — ein gutes Mittel.«

»Welches?« fragte Cäsar lebhaft.

»Wenn Ihr wie Jean Louis hundert Thaler in der Tasche hättet, so würde Madelinens Vater Euch den Vorzug einräumen, nicht wahr?«

»Ja, das ist gewiß — aber ich habe sie nicht.«

»Was würdet Ihr dafür geben, wenn Ihr sie hättet?«

»Alles was man von mir verlangte — zwei meiner Finger — zehn Jahre meines Lebens —«

»Wohlan, ich kenne Jemanden, welcher fünfzehn Louisd'or zu eurer Verfügung stellt.«

»Fünfzehn Louisd'or — sind das hundert Thaler?«

»Es sind hundert Thaler und noch sechzig Livres darüber.«

»Aber Sie treiben doch nicht Ihren Spott mit mir, mein Herr?«

»Nein, ich schwöre es Euch.«

»Und wo ist der, welcher mir sie geben will?«

»Ihr seht ihn vor Euch — ich bin es.«

»Sie wollen auf diese Weise mein Glück machen — mit einem einzigen Schlage?« rief Cäsar, indem er ungläubig den Kopf schüttelte. »Nein, nein — das ist nicht möglich. Sagen Sie, was Sie wollen — ich bin nicht so einfältig, es zu glauben.«

Kerjean zog eine Rolle Gold aus der Tasche, zerbrach sie, zählte fünfzehn Louisd'or in seine hohle Hand, ließ sie vor den Augen des Postillons funkeln und sagte:

»Es kommt blos auf Euch an, ob Ihr in fünf Minuten Besitzer dieses Goldes sein wollt.«

»Und was soll ich dafür thun, großer Gott!«

»Mir einen Dienst leisten.«

»Einen Dienst, mein guter Herr! Ach, nicht einen Dienst will ich Ihnen dafür leisten, sondern dreihundert, wenn ich kann.«

»Ein einziger ist genug; da ich mich aber in die Nothwendigkeit versetzt sehe, mich Euch unbedingt anzuvertrauen, um Euch zu sagen, um was es sich handelt, und ich Euch dabei zugleich von einem wichtigen Geheimniß unterrichten muß, so schwöret mir bei dem Heiligsten, was Ihr auf Erden habt, Niemanden, selbst Madelinen nicht, ein Wort von dem mitzutheilen, was ich Euch jetzt sagen werde.«

Cäsar leistete sofort und mit Begeisterung den verlangten Schwur.

»Ich bin Edelmann und ich bin reich,« fuhr Kerjean fort, »und dennoch gleicht meine Stellung in gewissen Beziehungen auf eigenthümliche Weise der eurigen. So bin ich, eben so wie Ihr, der Liebhaber eines jungen Mädchens,

eben so wie Ihr werde ich wieder geliebt und der Vater weigert sich gleich dem eurer Madeline auf grausame Weise, mich mit meiner Geliebten zu vereinigen, weil er sie zwingen will, sich an einen alten Mann zu verheiraten, den sie verabscheuet. Ja, er weigert sich sogar, mich zu empfangen, mich anzuhören, und bis auf diesen Tag ist es mir vollständig unmöglich gewesen, eine Unterredung mit ihm zu erlangen, um für meine Sache zu sprechen. Nun aber bin ich fest überzeugt, daß er, wenn es mir gestattet wäre, nur fünf Minuten mit ihm zu sprechen, er sich durch meine Bitten, durch meine Thränen, durch meine Verzweiflung rühren lassen und durch Erfüllung meiner Wünsche das Glück seiner Tochter und das meinige begründen würde.«

Cäsar horchte aufmerksam und mit augenscheinlichem Interesse zu, fragte sich aber dabei im Stillen selbst:

»Was kann ich bei dieser Sache thun — ich, ein schlichter Postillon?«

Natürlich blieb diese unausgesprochene Frage unbeantwortet.

Luc hob wieder an:

»Ich sehe, daß meine Worte Euch in Erstaunen setzen, mein Freund — aber Ihr werdet mich sogleich begreifen. — Noch ehe eine Stunde vergeht, wird der Edelmann, von welchem ich spreche, der Vater meiner Geliebten, von Bouray in seinem Wagen herankommen und Halt machen, um frische Pferde bis zur nächsten Station Athis-Mons zu nehmen.«

»Das trifft sich gut!« rief Cäsar; »ich bin es, der ihn fahren wird.«

Luc hielt die fünfzehn Goldstücke noch in der Hand

und setzte sie jetzt in einem blanken Stoß auf das weiße Tischtuch.

Cäsars Augen funkelten vor Habgier und hafteten unverwandt auf diesem kleinen Goldhaufen, der für ihn eine ungeheure Summe repräsentirte.

»Nein,« sagte der Baron nach einer Minute langsam und indem er jedes Wort mit besonderem Nachdruck sprach, »nein, mein Freund, Ihr werdet ihn nicht fahren.«

»Und wer denn sonst, wenn ich fragen darf, mein guter Herr?«

»Ich werde es thun!« antwortete Luc in bestimmtem Tone.

Cäsar schien aus allen Himmeln zu fallen.

»Sie!« rief er erschrocken. »Sie!!«

»Ohne Zweifel, wenn Euch nämlich daran gelegen ist, diese fünfzehn Goldstücke einzustecken. Der Dienst, den ich von Euch erwarte und den ich so reichlich bezahle, besteht darin, daß Ihr mir auf zwei Stunden eure Steigbügel abtretet. Ich schwinge mich an eurer Stelle in den Sattel — eine Stunde von hier mache ich Halt — ich steige ab — ich öffne den Schlag — ich erlange durch Ueberrumpelung die so oft vergebens nachgesuchte Audienz — ich werfe mich vor dem unmenschlichen Vater auf die Knie nieder — ich rühre ihn, ich erweiche ihn und steige nicht eher wieder zu Pferde, als nachdem ich ihm seine Einwilligung abgerungen habe. Dieses kleine Project ist, wie Ihr seht, sehr einfach — seine Verwirklichung hängt nur von Euch ab und sein Gelingen scheint mir nicht zweifelhaft. Jetzt sagt Ja oder Nein. Sind wir einverstanden? — Wenn Ihr

Ja sagt, so nehmt dieses Gold — es ist euer — heiratet Madelinen und seid glücklich!«

»Mein guter Herr,« stammelte Cäsar in großer Gemüthsbewegung, »ich verstehe Sie — ich möchte Ihnen gern gefällig sein und diese gewaltige Summe hier verdienen —«

»Nun, wer hindert Euch daran? Ich sollte meinen, es wäre nicht schwierig.«

»Ach, wenn es blos schwierig wäre! Unglücklicherweise aber ist es ganz unmöglich!«

»Warum denn? Worin bestehen die Gründe dieser angeblichen Unmöglichkeit?«

»Es sind deren nur zu viele vorhanden.«

»Laßt sie hören.«

»Erstens müßten Sie, wenn Sie den Postwagen führen wollten, eine Postillonslivrée tragen, und die meinige kann ich Ihnen nicht leihen, denn Sie sind ein schönerer Mann als ich, weit größer und stärker —«

»Weiter ist es nichts?« entgegnete Luc lächelnd.

»Aber ich sollte meinen —«

»Schaut her!«

Der Baron öffnete den weiten Mantel, den er bis diesen Augenblick nicht abgelegt, und zeigte sich dem erstaunten Auge Cäsars mit dem vorschriftsmäßigen Costüm der königlichen Postillone bekleidet.

»Ha!« rief Cäsar, »das ist ein wenig stark.«

»Ja, ja — ich habe an Alles gedacht, wie Ihr sehet. Der erste Einwand ist sonach widerlegt, wie mir scheint. Kommen wir sofort zu dem andern.«

»Unser Postmeister versteht keinen Spaß,« fuhr der

junge Mann fort; »er wird sofort bemerken, daß nicht ich es bin, welcher zu Pferde steigt, und wenn er es nicht selbst bemerkt, so würden meine Cameraden es ihm sehr bald hinterbringen. Er wird Sie daher sofort nöthigen, wieder abzusteigen und mir geht es dann trübselig.«

»Ihr würdet Grund haben, dies zu glauben, und die Dinge würden anscheinend in dieser Weise verlaufen, wenn ich innerhalb des Hofes zu Pferde steigen wollte. Ich werde Euch aber vielmehr zweihundert Schritte von hier am Ende des Zaunes in der Nähe einer gewissen kleinen grauen Thür erwarten, die Ihr sehr wohl kennt. Dort werdet Ihr eure Peitsche fallen lassen — Ihr werdet vom Pferde steigen, um sie aufzuheben. Dann werde ich an eurer Stelle aufsitzen. Niemand wird etwas davon sehen und Ihr könnt dann sofort zu Madelinens Vater laufen, ihm eure fünfzehn Louisd'or zeigen und bei ihm um die Hand seiner Tochter anhalten, die er Euch dann nicht mehr verweigern wird.«

Cäsar schwankte augenscheinlich, dennoch sagte er schüchtern:

»Aber, mein guter Herr, der Herr in der Carrosse wird Sie erkennen.«

»Seid unbesorgt; er wird in meiner Verkleidung gar nicht weiter auf mich achten. Deswegen macht Euch also keine Unruhe.«

»Was wird man aber in Athis-Mons sagen?«

»Man wird gar nichts sagen. Sobald ich vor dem Thore des Posthauses Halt gemacht habe, werde ich Sorge tragen, zu verschwinden.«

»Aber wer soll die Pferde zurückführen?«

»Ihr selbst. Freilich werdet Ihr den Hinweg zu Fuße machen müssen, aber ich füge diesem Haufen noch ein sechzehntes Goldstück hinzu', damit Ihr mit euren Cameraden der nächsten Station meine Gesundheit trinken könnt. Nun, wie steht's? Seid Ihr damit einverstanden?«

Die Versuchung ward unwiderstehlich.

Cäsar widerstand deshalb auch nicht länger und antwortete:

»Ja — die Sache ist abgemacht.«

Es war auch die höchste Zeit.

Gerade in dem Augenblick, wo Madelinens Liebhaber seine Einwilligung zu erkennen gab, hörte man von weitem Peitschengeknall, Schellengeklingel und das Rollen eines in scharfem Trabe herannahenden Wagens.

Dieses Geräusch ward immer stärker und es dauerte nicht lange, so machte eine schwerfällige Carrosse mit einem Wappen am Schlage vor dem Posthause Halt.

Luc verließ seinen Platz und eilte an das Fenster, welches auf die Straße ging. Durch das Fenster hindurch erkannte er im Hintergrund des Wagens das ehrwürdige Gesicht und weiße Haar des Marquis de la Tour-Landry.

Zum großen Erstaunen des Barons, welcher wußte, daß der Marquis seinen Kammerdiener mitgenommen, saß gleichwohl kein Diener auf dem Bock, sondern der Marquis bezahlte den Postillon selbst.

Drittes Capitel.

Ein guter Postillon.

»Der Marquis ist allein!« murmelte Luc. »Der Teufel begünstigt meinen Plan.«

Die Ursache des augenblicklichen Alleinseins des Marquis de la Tour-Landry war folgende:

Dieser Greis, der gegen seine ganze Umgebung väterliches Wohlwollen an den Tag legte, hatte in seinem Hause blos Diener, die ziemlich ebenso alt waren als er und alle seit vierzig, ja sogar fünfzig Jahren in seinem Lohne standen.

»Meine Diener taugen ebensowenig als ihr Herr,« sagte er zuweilen lächelnd; »sie sind nicht mehr flink, sie haben auch kein Gedächtniß mehr — sie bedienen mich schlecht, aber sie lieben mich.«

Der Kammerdiener, welchen der Marquis vor zwei Tagen mitgenommen, war beinahe sechzig Jahre alt. Ein heftiger Anfall von Rheumatismus hatte ihn gleich nach seiner Ankunft auf dem Lande gezwungen, sich zu Bett zu legen, und der Marquis, welcher durchaus nach Paris zurückkehren mußte, hatte ihn der Obhut des Hausverwalters, der Beschließerin und der Gärtnersleute anvertraut und sich auf den Weg gemacht, ohne sich von einem andern Diener begleiten zu lassen.

Man begreift, in wie hohem Grade durch diesen unerwarteten Umstand die nichtswürdigen Anschläge des Barons begünstigt wurden.



Schon spannte der Postillon, nachdem er von dem Marquis ein reichliches Trinkgeld erhalten, die Pferde des Wagens ab, und in dem Hofe der Posthalterei ward laut nach Cäsar gerufen.

»Also die Sache ist abgemacht!« wiederholte dieser letztere. »An der kleinen grauen Thür lasse ich meine Peitsche fallen und steige ab, um sie aufzuheben. Finden Sie sich dort ein.«

Mit diesen Worten ergriff er die sechzehn Goldstücke, steckte sie in die Tasche und verließ rasch das kleine Zimmer, indem er seinerseits rief:

»Da bin ich! — da bin ich!«

Luc trat in die Küche, legte der Kellnerin einen Sechslivrethaler hin und sagte:

»Wie viel bin ich Euch schuldig? Macht Euch bezahlt.«

»Ihre Zeche macht dreißig Sous, mein Herr — ich werde Ihnen sogleich wiedergeben.«

»Nein, nein — laßt das nur. Der Ueberschuß ist für Euch. Auf Wiedersehen, meine Schöne.«

Der Baron verließ die Herberge. Als er an dem Wagen vorbeikam, bedeckte er sich das Gesicht und postirte sich dann an das äußerste Ende des Gartenzauns in dem Schatten der Hecke neben der grauen Thür.

Nach Verlauf von vier bis fünf Minuten hörte man Peitschengeknall, Schellengeklingel und Rädergerassel und die von drei kräftigen Pferden gezogene Postchaise rollte im Galopp heran.

»Dieser Dummkopf von Cäsar hat das Geld,« sagte der Baron ruhig bei sich selbst. »Wenn er sich von der Furcht

übermannen läßt, wenn er zögert, wenn er sein Wort nicht hält, so bin ich verloren.«

Aber Cäsar war ein ehrlicher Bursche, unfähig, nicht alle Klauseln eines von ihm geschlossenen Handels treulich zu erfüllen.

Kaum war er an der grauen Thür vorüber, so hielt er die Pferde an und stieg fluchend wie ein Heide vom Pferde.

Der Marquis steckte den Kopf zum Wagenfenster heraus und fragte:

»Was gibt es denn?«

»Weiter nichts, als daß ich meine Peitsche habe fallen lassen und daß das Rad darübergegangen ist,« antwortete der Postillon.

»Na, das ist kein großes Unglück, mein Sohn,« antwortete der Greis. »Fahr' nur gut zu — Du bekommst zwei Thaler Trinkgeld.«

Und der Kopf des Marquis verschwand wieder.

Gerade in diesem Augenblick begegneten Cäsar und Luc sich hinter dem Wagen. Madelinens Geliebter war in großer Aufregung.

»Ach, mein Herr,« sagte er zu dem Baron, »ich fühle, daß das, was ich thue, sehr unrecht ist, aber Sie haben mich behext. Fahren Sie nur wenigstens gut, denn wenn ein Unglück geschähe, so wäre ich dafür verantwortlich.«

»Seid unbesorgt, Freund Cäsar — seid unbesorgt,« entgegnete Luc lachend; »ich bin Cavallerieofficier.«

Er ergriff die Peitsche, ging auf die Pferde zu, warf den Mantel, den er schnell zusammengerollt, über den Hals des Sattelpferdes und schwang sich auf. Dann gab er ihm

die Sporen und der Wagen flog davon wie ein Sturmwind. Cäsar stand unbeweglich mitten auf der Straße und sah ihn mit unaussprechlichem Herzklopfen sich entfernen.

Der arme Junge fühlte sich von zwei entgegengesetzten Gedanken nach entgegengesetzten Richtungen hin- und hergezerrt. Es war dies einerseits die Freude, reich zu sein und Madelinen heiraten zu können — andererseits die Angst und beinahe die Reue darüber, daß er seinem Posten untreu geworden war und seine Pferde und seinen Passagier einem Unbekannten überlassen hatte.

Indessen, der Mensch ist einmal schwach! Das erste der beiden Gefühle behielt die Oberhand, und alles Uebrige vergessend, rannte Cäsar querfeldein nach dem Gehöft, wo der Vater seiner Geliebten wohnte.

Mittlerweile fuhr die Postchaise fort mit ungeheurer Schnelligkeit weiterzurollen, und gewaltige Staubwolken aufzuwirbeln. Der darüber sehr erfreute Marquis nahm sich im Stillen vor, dem raschen Postillon anstatt der versprochenen zwei Thaler deren drei zu schenken.

Der Baron bedurfte blos einer halben Stunde, um an den Fuß jener steilen Anhöhe zu gelangen, auf welcher die verfallene Schäferei stand, in welcher Malo sich versteckt hielt. Die Pferde erstiegen diese Anhöhe im Schritt.

Als Kerjean den Gipfel erreicht hatte, von welchem aus man die ganze Umgegend, von Saint-Michel bis Athis-Mons, überschauen konnte, warf er einen fragenden Blick vorwärts und rückwärts.

Von der einen Station bis zur andern war die Straße

buchstäblich leer. Kein Wagen, kein Reiter, kein Fußgänger zeigte sich, weder nah noch fern.

Malo's neugieriges Gesicht zeigte sich im Halbschatten eines der zerbrochenen Dachfenster der Schäferei. Der treue Diener hatte seinen Herrn erkannt und seine Augen gaben lebhaftes Erstaunen zu erkennen.

Luc hielt seine Pferde an und stieg ab, nachdem er seinem Diener ein Zeichen gegeben, worauf dieser sofort aus der Ruine herauskam und sich an die Spitze des Gespannes stellte.

Der Marquis schaute abermals zum Wagenfenster heraus und fragte:

»Nun, mein Sohn, was gibt's denn schon wieder? Warum dieser Aufenthalt? Hast Du deine Peitsche abermals verloren?«

Luc näherte sich.

»Mein Herr Marquis,« antwortete er sich verneigend, »ich werde sogleich die Ehre haben, Ihnen zu sagen, was es gibt.«

»Was soll das heißen?« rief der Greis. »Ihr seid nicht der Postillon, der mich von der Station Saint-Michel an gefahren. Ihr seid nicht der, mit welchem ich dort sprach.

»Allerdings, mein Herr Marquis, bin nicht ich es, dem Sie zwei Thaler Trinkgeld versprachen.«

»Was wollt Ihr von mir?«

»Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen, Herr Marquis, und zwar von Dingen, welche uns beide interessiren.«

»Wer seid Ihr denn?«

»Ich bin der Baron von Kerjean, Ihnen zu dienen, mein Herr Marquis.«

Der Greis machte eine Geberde der Ueberraschung und des Mitleids.

»Ja, es ist wahr,« murmelte er hierauf, »jetzt erkenne ich Sie. Ist es so weit mit Ihnen gekommen? Sie — ein Edelmann — haben zu einem solchen Erwerb greifen müssen? Indessen,« hob er wieder an, »es ist doch jedenfalls ein ehrenwerther und es ist besser, wenn Sie arbeiten, um zu leben, als wenn Sie leben, wie Sie früher thaten.«

Kerjean lächelte und antwortete:

»Mein Herr Marquis, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich vollständig irren. Die Livrée, welche ich trage, ist eine Verkleidung. Ich stehe im Begriff, reicher zu werden, als ich jemals gewesen bin, und bin heute blos deßwegen Postillon geworden, um die Ehre zu haben, Sie von Saint-Michel nach Athis-Mons zu fahren und mir auf diese Weise eine Unterredung mit Ihnen zu verschaffen.«

»Aber konnten Sie mich nicht in meinem Hotel zu Paris aufsuchen?«

»Dies war unmöglich, mein Herr Marquis. Unsere Unterredung mußte hier und nicht anderwärts stattfinden — auch mußte sie ohne Verzug geschehen.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich werde mich sogleich verständlich machen.«

»Das läuft Alles ganz gewiß auf irgend eine Schändlichkeit hinaus,« dachte der Greis.

Kerjean hob wieder an:

»Gestern erst erfuhr ich, mein Herr Marquis, daß Sie seit mehreren Jahren im Besitz des Beweises einer meiner Jugendthorheiten sind.«

»Ohne Zeifel meinen Sie ein auf zehntausend Livres lautendes Papier, welches meine Unterschrift trägt.«

»Ganz recht, mein Herr Marquis.«

»Ich habe diese zehntausend Livres bezahlt und Sie wissen, daß ich diese Summe niemals Ihnen abverlangt habe.«

»Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar, mein Herr Marquis, wie dies meine Schuldigkeit ist, dennoch aber wünsche ich mich meiner Verbindlichkeit gegen Sie zu entledigen und Ihnen dieses Papier abzunehmen, indem ich Ihnen Ihren Vorschuß zurückerstatte.«

»Ich bin bereit, mein Herr, Ihnen das Papier auszuhändigen, sobald Sie es wünschen, ohne dafür Geld zu verlangen. Es war deshalb ganz überflüssig, daß Sie sich erst als Postillon verkleideten, um eine solche Forderung an mich zu stellen. Morgen wie heute würde ich mich beeilt haben, Sie zu befriedigen.«

»Ich danke Ihnen nochmals, mein Herr Marquis.«

»Haben Sie mir noch etwas zu sagen?«

»Ja, mein Herr Marquis, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.«

»Nun so thun Sie es, aber ich bitte Sie, sich zu beeilen, mein Herr.«

»Es genügt,« fuhr Kerjean fort, »nicht, daß Sie mir jenes Papier zurückgeben, welches mich ins Verderben stürzen kann, sondern Sie müssen mir auch Ihr Ehrenwort geben, daß Sie künftig den Leuten gegenüber, welche Sie



in dieser Beziehung befragen könnten, unbedingt läugnen, daß dieses verwünschte Papier jemals existirt habe.«

»Ist dies nun Alles?« murmelte der Greis, dessen Blicke zu funkeln begannen.

»Noch nicht!« antwortete der Baron, »das Ende ist aber dieses: — Ich stehe im Begriff, mich durch eine glänzende, unverhoffte Heirat wieder zu heben. Sie könnten durch ein einziges Wort diese Heirat verhindern. Deshalb müssen Sie mir schwören, mein Herr Marquis, dieses Wort nicht zu sprechen, selbst wenn man Ihr Zeugniß gegen mich begehren sollte.«

Der Marquis heftete auf den Sprechenden einen scharfen, forschenden Blick, in welchem sich die zermalmendste Verachtung aussprach.

»Herr von Kerjean,« rief er sodann, »wissen Sie wohl, was Sie von mir verlangen?«

»Ich verlange von Ihnen die Sicherheit, deren ich bedarf — ich verlange Schweigen.«

»Nein, Sie verlangen eine Lüge und eine Feigheit, und Sie kennen mich sehr schlecht, wenn Sie nur einen Augenblick haben glauben können, daß ich darauf eingehen würde.«

»Mein Herr Marquis,« rief der Baron in drohendem Tone, »bedenken Sie wohl!«

»Ich brauche nichts zu bedenken; ich weiß, daß ich ein Edelmann bin und deshalb die Pflicht der Ehre nie verläugnen darf.«

»Bedenken Sie, daß ich Ihnen gegenüber ein blindes Vertrauen beweise, da schon Ihr Wort hinreichen wird, mich zu beruhigen.«

»Wenn ich Ihr Vertrauen rechtfertigte, so würde ich mich dessen der ehrlichen Leute unwürdig machen.«

»Mein Herr Marquis, ich bitte Sie nicht um dieses Versprechen.«

»Was thun Sie denn?«

»Ich fordere es.«

»Indem Sie mir wahrscheinlich den Dolch oder die Pistole auf die Brust setzen. Wohlan, ich weise Ihre Forderung zurück.«

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr Marquis!«

»Wovor, wenn ich fragen darf, Herr von Kerjean?«

»Diese Heirat, welche binnen wenigen Tagen eine vollendete Thatsache sein muß, ist mein Glück, meine Rettung. Nun aber hängt diese Heirat von Ihnen ab; Ihr Schweigen kann dieselbe sichern; dieses Schweigen muß ich haben! — ich will es um jeden Preis! — um es zu erlangen, werde ich vor nichts zurückbeben.«

»Nicht einmal vor einem neuen Verbrechen!« unterbrach ihn der Marquis.

»Vor nichts,« wiederholte Kerjean bleich und entschlossen in dumpfem Tone.

»Schwören Sie daher, mein Herr Marquis — schwören Sie — wo nicht, so schwöre ich Ihnen, daß Sie nicht reden werden.«

»Wollen Sie mich umbringen?« fragte Herr de la Tour-Landry mit heldenmüthiger Ruhe.

Der Baron stampfte mit dem Fuße.

»Dieser Schwur!« rief er, »dieser Schwur! Beeilen Sie sich!«

»Das reife Alter hält, was die Jugend versprach.«

murmelte der Marquis. »Aus dem Fälscher wird nun ein Meuchelmörder!«

Kerjean war seiner nicht mehr mächtig.

»Wollen Sie versprechen? — Wollen Sie schwören?« hob er wieder an, indem er den Marquis beim Arme faßte.

Der Marquis würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

»Verblendeter alter Mann!« fuhr Luc mit steigender Wuth fort, »ich hatte Mitleid mit deinem weißen Haar! — Ich wollte Dich vor mir selbst retten. Du hast die Rettungsplanke, die ich Dir bot, verächtlich zurückgewiesen! — Du bist in meiner Gewalt und Du verachtest mich! Ich halte Dich in meiner Hand und Du beleidigst mich! — Wehe dem, der mich in's Verderben stürzen will. Möge dein Geschick sich erfüllen.«

Gleichzeitig trat der Baron von dem Schlage, auf welchen er sich seit Beginn der Unterredung, die wir so eben mitgetheilt, mit dem Ellbogen gestützt, zurück, eilte an die Spitze des Gespanns, rief Malo zu, auf die linke Seite zu treten und nachdem er an den Zügeln gezerrt, so daß die Pferde sich nach rechts wendeten, schwang er die Postillonspeitsche und bearbeitete damit den breiten Rücken der Pferde.

Die drei Hengste bäumten sich, vor Schmerz und Wuth wiehernd. Dann warfen sie sich mit einem einzigen Satze vorwärts und stürzten in ungestümem Galopp den schmalen, schwindelnd steilen Abhang hinunter.

Der Baron sprang auf der linken Seite neben ihnen her und verfolgte sie mit seinem Geschrei und seinen Peitschenhieben.

Zwei oder drei Secunden rollte der Wagen wie ein von Luftgeistern fortgerissenes Meteor. Bei jedem Schritt aber näherten sich die Räder auf der rechten Seite mehr und mehr dem Rande des Abgrundes. Schon schien der Wagen sich nur noch durch die Gewalt der furchtbaren Schnelligkeit im Gleichgewicht zu halten.

Plötzlich aber erreichten die Räder die äußerste Kante des Rasenrandes und der durch Regen und Thauwetter unterminirte Boden wich unter der zermalmenden Last. Die Fahrstraße bröckelte dem dritten Theile ihrer Breite nach hinweg und die ganze Equipage ward von einer Höhe von fünfzig Fuß auf den Boden des Abgrundes hinabgeschleudert, wo sie mit furchtbarem Getöse zusammenbrach und dichte Staubwolken emporwirbeln ließ.

Viertes Capitel.

Ein Maler.

»Ich glaube, Perine wird mit mir zufrieden sein,« sagte der Baron bei sich selbst, als die Staubwolke sich verzog und seinem Blick erlaubte, bis auf die übereinandergehäuften Trümmer hinabzudringen. »Ich bin ihrem Rathe treulich gefolgt. Es handelt sich hier blos um einen Unglücksfall und wer würde wagen zu behaupten, daß der Zufall nicht Alles gethan?«

Malo, der weniger verstockt war, als sein Herr, betrachtete das Unglück mit erschrockenen Blicken und fragte

sich leise, ob er nicht im Dienste eines Teufels in Menschengestalt stünde.

Es schien unmöglich, auch nur den Schatten eines Zweifels zu hegen — die Katastrophe war vollständig. Dennoch aber wollte Luc noch vollständigere Gewißheit haben, ob der Marquis aufgehört habe zu leben und nicht etwa wieder zu sich käme, um ihn anzuklagen.

Demzufolge kletterte er mit wunderbarer Leichtigkeit und Gewandtheit an der Wand des Abgrundes hinunter und befand sich binnen wenigen Secunden auf dem Boden der Schlucht.

Das Ergebniß der höllischen That war so wie Perine und Kerjean es wünschen konnten. Der Marquis de la Tour-Landry existirte nicht mehr. Eins der zerbrochenen Eisenbeschläge des Wagens hatte dem alten Manne den Schädel bis auf die Augenbrauen herab gespalten, das Blut rieselte aus dieser furchtbaren Wunde. Die durch die Gewalt des Sturzes fast unkenntlich gewordene Leiche bot einen entsetzlichen Anblick dar.

Die Augen standen noch offen und schienen dem Mörder einen stummen Fluch zuzuschleudern.

Luc schauderte und wendete das Gesicht ab. Jetzt, wo sein Ziel erreicht war, fürchtete er sich. Er beeilte sich, den Abhang, welchen er herabgestiegen, wieder zu erklettern. Es war dies keine leichte Aufgabe, denn bei jedem Tritt rollte ihm die Erde unter den Füßen hinweg und die Büschel trockenen Gestrüppes, an die er sich anklammerte, zerrissen ihm die Hände.

Endlich, nach unerhörten Anstrengungen, erreichte er

die Höhe und erlangte seine Selbstbeherrschung nicht eher wieder, als bis er sich wieder auf der Landstraße sah.

Malo, der wohl voraussah, daß sein Herr Eile haben würde, sich zu entfernen, und der selbst nichts inniger wünschte, als diesen unheimlichen Ort zu verlassen, hatte die beiden Pferde schon aus der Schäferei herausgezogen und wartete, sie am Zügel haltend.

Luc hüllte sich in den Mantel, den er in dem Augenblick, wo er das Gespann angehalten, an den Rand des Weges geworfen, schwang sich rasch in den Sattel und gab dem Pferde die Sporen.

Die Reise ward rasch und schweigend zurückgelegt. Sobald Herr von Kerjean Paris erreicht hatte, begab er sich, ohne sich erst die Zeit zu nehmen, einen Umweg nach dem Quai Saint-Paul zu machen, um daselbst das Costüm zu wechseln, nach dem Rothen Hause und schickte seine Pferde zurück.

»Nun?« fragte Perine, als er in das große Zimmer trat. »Ist es Dir gelungen?«

»Vollständig.«

»Der Marquis ist also nicht mehr zu fürchten?«

»Nein, denn er ist todt.«

»Aber doch keine Messerstiche, hoffe ich, keine Pistolenkugeln —«

»Nichts von alle dem. Es handelt sich blos um einen jener Unfälle, wie sie jeden Tag auf Landstraßen sich ereignen. Was geschehen ist, ist Folgendes.«

Luc erzählte nun mit wenigen Worten die Ereignisse, welche zwischen der Station Saint-Michel und der Station Athis-Mons stattgefunden hatten.

Perine nickte, indem sie ihm zuhörte, mit befriedigter und beifälliger Miene.

»Gut gespielt, mein Lieber!« rief sie, als er fertig war. »Diese ganze kleine Intrigue scheint mir auf eine Weise geführt, welche Dir Ehre macht, und mit Meisterhand gelöst. Nur war es vielleicht unklug von Dir, Dich mit dem Ehrenwort des Marquis begnügen zu wollen. Nach meiner Ansicht sind es blos die Todten, welche nicht sprechen.«

»Du irrst Dich,« entgegnete der Baron. »Der Marquis de la Tour-Landry hätte sein Wort nicht gebrochen, und der Beweis ist, daß er lieber sterben wollte, als einen Schwur thun, der ihn gerettet hätte, der ihm aber nicht ehrenhaft erschien.«

»Das ist wahr,« murmelte Perine. »Die echten Edelleute sind so, sagt man; aber ich habe noch nie dergleichen kennen gelernt.«

Diese ihn gerade ins Gesicht treffende Beleidigung färbte Kerjean's Wangen dunkelpurpurn, dennoch aber hielt er es nicht für gerathen, Perinens Worte jetzt zu rügen.

»Und Du,« fragte er daher sich bezwingend, »was hast Du mittlerweile gemacht?«

»Ich habe für uns gearbeitet, davon kannst Du überzeugt sein,« antwortete sie; »das Ergebniß meiner Arbeit werde ich aber erst in einer Stunde erfahren. Geh daher deinen Geschäften nach und komme dann wieder. Du sollst sodann erfahren, ob unsere Feinde kampfunfähig gemacht sind.«

Wir lassen jetzt Kerjean in seine Wohnung zurück-

kehren, damit er sich seiner Postillonskleidung entledigen kann, welche ihn nöthigte, den Mantel scharf über der Brust zusammenzuhalten.

Kehren wir jetzt einige Stunden zurück und versetzen wir uns nach Chaillot in das Hotel Jussac am Morgen desselben Tages.

René's Nacht war — brauchen wir es wohl erst zu sagen? — ruhiger gewesen als die vorherige, obschon der Schlaf auch jetzt die Augen des Offiziers nicht eine Minute lang geschlossen hatte.

Eine Hoffnung mischte sich mit seinem Schmerz — eine schwache, unbestimmte, unsichere Hoffnung, die aber hinreichte, seinen Muth aufrecht zu erhalten.

René verhehlte sich nicht, daß der Baron von Kerjean ein großes Recht auf die Dankbarkeit der Familie Simeuse zu haben schien, und daß es schwierig sein würde, dem Herzoge begreiflich zu machen, daß der Retter seiner Tochter ein Nichtswürdiger und Elender sei.

Indessen, wenn der Marquis de la Tour-Landry noch den materiellen Beweis von Kerjean's Verbrechen besaß, wenn er sich dazu verstand, diesen Beweis herzugeben und mit seinem Zeugniß zu unterstützen, so konnte der Herzog von Simeuse sich nicht weigern, sich dem Augenscheine zu fügen und Jane, die dann einer Gefahr entging, welche schlimmer war als der Tod — die Frau eines entehrten Mannes zu werden — kehrte sicherlich zu ihrem ersten Bräutigam zurück.«

René sagte sich dies und zitterte vor Freude, aber er erinnerte sich auch fast ebensoschnell, daß diese berauschende

Hoffnung nur ein Traum, eine trügerische Täuschung sein konnte.

»Wer weiß,« sagte er bei sich selbst, »ob der Graf von Jussac sich nicht getäuscht hat — wer weiß, ob der Marquis nicht gleichzeitig den Beweis des Verbrechens und die Erinnerung daran verloren hat? Wer weiß endlich, ob Kerjean nicht diesen Anklagen eine glänzende Rechtfertigung entgegensetzen würde?«

Schon bei dem Gedanken daran schauderte der junge Mann und überließ sich auf's Neue der Verzweiflung und Entmuthigung bis zu dem Augenblicke, wo eine plötzliche Reaction, die nicht lange auf sich warten ließ, ihm ihre Tröstungen und ihre Luftspiegelungen brachte.

Während diese Stürme und diese Sonnenblicke in René's Seele aufeinanderfolgten, weilten seine Blicke fast unausgesetzt auf dem kleinen Porträt Jane's von Simeuse, welches sie selbst ihm das Jahr vorher geschenkt und welches er an einer goldenen Kette an seinem Halse trug.

Er hatte dieses Medaillon vor sich auf den Tisch gelegt, zwei brennende Kerzen daneben gestellt und verschlang es mit den Augen.

Plötzlich ward er sehr bleich. Eine neue Unruhe gesellte sich zu seinen Befürchtungen und äußerte die Wirkung eines Tropfen siedenden Oels, der auf eine schmerzhafte Wunde fällt.

»Wenn Jane auf immer für mich verloren ist,« sagte er bei sich selbst, »so verliere ich Alles, sogar ihr Bildniß. Man wird mir dieses Porträt abverlangen — man wird mich der bittern Wollust berauben, es mit meinen Küssen und mit meinen Thränen zu bedecken.«



Gleichzeitig aber antwortete er sich mit Exaltation:

»Nein! — nein! So wird es nicht kommen! Ein solches Opfer überstiege die menschlichen Kräfte. Ich werde die List zu Hilfe rufen und mich niemals von dem Schatz trennen, der mir so rechtmäßigerweise gehört und der auf meinem erstarrten Herzen ruhen soll, wenn man mich in mein Grab bettet.«

René hatte demgemäß einen Entschluß gefaßt, einen Plan entworfen, und nahm sich vor, denselben schon am Morgen des folgenden Tages auszuführen.

In der That verließ er auch erst am nächstfolgenden Tage gegen zehn Uhr das Hotel Jussac, stieg in einen Miethwagen und ließ sich in die Rue Plâtrière nach der Wohnung des Malers Doyen fahren, den er schon seit langer Zeit kannte.

Zu der Zeit, wo die hier erzählten Thatsachen sich ereigneten, war Doyen, von dem man heutzutage noch kaum den Namen kennt, der erste Maler. Vornehme Herren und schöne Frauen machten sich um hohen Preis die Ehre streitig, ihr Bildniß von seinem berühmten Pinsel vervielfältigt zu sehen.

Er verdankte diesen Ruf und diese Aufnahme weit weniger seinem Talente — obschon dieses wirklich groß war — als vielmehr einer sehr eigenthümlichen Grille der damals regierenden Favoritin Jeanne Vaubernier, Gräfin du Barry.

Alle Memoiren der damaligen Zeit erzählen das Abenteuer, auf welches wir anspielen, aber dieses Abenteuer kann hier in diesem Buche keinen Platz finden. Wir

verweisen daher unsere Leser auf die Chroniken der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Doyen zählte kaum dreißig Jahre. Er war schön von Gesicht, bewundernswürdig gut gewachsen und besaß die zierlichste Haltung. Seine Manieren konnten an Anmuth und Adel mit denen eines vollendeten Höflings wetteifern. Ueberall rühmte man seinen Witz, man citirte seine Bonmots und seine geistreichen Antworten. Er improvisirte bei Gelegenheit ein pikantes Gedichtchen oder Liedchen mit derselben Leichtigkeit wie ein Versmacher von Profession, und da er ohne große Mühe das Gold haufenweis verdiente, so machte er auch bedeutenden Aufwand, wohnte und kleidete sich prachtvoll, gab den Göttinnen der italienischen Komödie und der Oper in seinem Atelier kostspielige Feste, hielt Rennpferde, Lakaien in goldbetreßten Livréen und umgab sich mit dem Luxus eines vornehmen Herrn.

Alles dies hatte zur Folge, daß Doyen in der besten Gesellschaft empfangen ward, nicht blos als Künstler, sondern auch als Mensch, und daß die Herren vom Adel, weit entfernt, ihm mit jener gönnerhaften Vertraulichkeit zu begegnen, welche so insolent ist, mit ihm umgingen als ob er vollkommen ihres Gleichen gewesen wäre.

Der Maler bewohnte in der Rue Plâtrière ein großes Hotel, in welchem heutzutage ein ganzes Dutzend reicher Familien bequem untergebracht werden könnten.

Die für seinen gewöhnlichen Gebrauch bestimmten Zimmer befanden sich im Parterre zwischen einem monumentalen Hof und einem mit großen Bäumen bepflanzten Garten.

Die erste Etage, in welcher beinahe alle Scheidewände auf seinen Befehl weggerissen worden, bildete ein riesiges Atelier, welches fünf- oder sechsmal größer war als das größte der Ateliers unserer Zeitgenossen. Ein auf der Nordseite in der Kuppel des Hotels angebrachtes Glasdach ließ eine Flut von Licht hereinströmen.

Unbekannte Personen mußten bei Doyen oft sehr lange im Vorzimmer warten, und sahen sich zuweilen genöthigt, wieder fortzugehen, ohne daß es ihnen gelungen war, zu dem berühmten Maler zu gelangen.

René nannte seinen Namen und ward sofort in das wunderbare Atelier eingeführt, dessen ausführliche Beschreibung uns zu weit führen würde. Es genüge, wenn wir unseren Lesern sagen, daß unschätzbare künstlerische Reichthümer mit jener absichtlich gesuchten Unordnung, die ihren Werth zu verdoppeln scheint, nach allen Seiten hin zur Schau gestellt waren.

Bewunderungswürdige Gobelintapeten, Gemälde von großen Meistern bedeckten die Wände. Waffen, Porzellangeschirre und Curiositäten aller Art standen auf Schränken aus der Renaissancezeit, auf holländischen und chinesischen Zimmergeräthschaften.

Schön gearbeitete Gestelle trugen antike Bronzewerke und griechische und italienische Statuen von weißem Marmor.

Nach dem Wenigen, was wir so eben gesagt, kann man das Uebrige leicht errathen.

Doyen, der ein einfaches und dennoch zugleich höchst originelles und kostbares Hauskleid trug, malte, auf einem

niedrigen Stuhle sitzend, an einer mit rothem Sammt bedeckten Staffelei.

Ein kleiner, phantastisch mit allerhand Flittern herausgeputzter Neger stand ihm gegenüber Modell, zugleich mit einem großen prächtigen Wachtelhunde, dessen weißes Haar lang und weich war wie Seide.

Der Maler skizzirte ein Bild, welches im Kupferstich noch jetzt vorhanden ist und an gewisse Meisterwerke von Velasquez erinnert.

Als Doyen den jungen Marquis, für welchen er lebhafte Freundschaft und unbegrenzte Achtung hegte, eintreten sah, legte er seinen Pinsel und seine Palette weg und eilte ihm entgegen.

»Seid willkommen, mein lieber Marquis,« rief er, indem er ihm nach englischer Weise die Hand drückte. »Welcher gute Wind führt Sie zu Ihrem Maler, den Sie seit länger als einem Jahre so vollständig vergessen zu haben scheinen?«

»Ich bin selten in Paris, lieber Freund, wie Sie wissen,« antwortete René. »Auch jetzt bin ich kaum erst seit achtundvierzig Stunden hier und es ist ein trauriger Beweggrund, welcher mich veranlaßt, Sie heute aufzusuchen.«

»In der That,« hob Doyen im Tone liebreicher Theilnahme wieder an, »jetzt wo ich Sie genauer ansehe, finde ich, daß Ihr Gesicht unzweideutige Spuren von schmerzlichen Gemüthsbewegungen verräth. Ist Ihnen denn ein Unglück begegnet?«

»Ja,« stammelte René, »ein großes Unglück. Aber fragen Sie mich nicht, ich bitte darum, mein lieber Doyen.

Ich würde nicht den Muth haben, Ihnen meine Leiden zu erzählen.«

Der Maler verneigte sich und drückte dem Marquis nochmals die Hand. René trocknete sich die feuchten Augen und es herrschte einige Minuten lang Schweigen zwischen den beiden jungen Männern.

Der Maler war der Erste, der dieses Schweigen brach.

»Mein lieber Marquis,« sagte er, »ich weiß noch nicht, was ich für Sie thun kann und was Sie von mir begehren, aber ich kann Ihnen im Voraus versichern, daß, was Sie auch von mir erwarten mögen, Sie mich zu Ihrer unbedingten Verfügung finden werden.«

»Ich danke Ihnen, mein Freund,« sagte der Marquis, »ich weiß, daß Sie gut sind, daß Sie mich lieben und daß ich auf Sie rechnen kann.«

»Unbedingt und ohne Einschränkung. Um was handelt es sich?«

»Schauen Sie her.«

René zog das Medaillon aus dem Busen und hielt es dem Maler vor die Augen.

Kaum erblickte Doyen das Miniaturporträt, so machte er eine Geberde des Erstaunens und der Bewunderung.

»Ha,« rief er sodann mit Begeisterung, »dieses bewundernswürdige Bildniß! Welche erhabene Schönheit — welche Blicke! — welcher Ausdruck! Nie habe ich etwas so Vollständiges, so Vollkommenes gesehen oder auch nur geträumt. Wie, dieses Porträt ist nicht geschmeichelt? Dieses Wesen lebt?«

»Es lebte,« murmelte René mit erloschener Stimme.

Doyen glaubte zu begreifen.

»Sie liebten es,« sagte er traurig, »Sie liebten es und es ist gestorben! O, mein Freund, ich beklage Sie.«

»Ich möchte eine Copie von diesem Miniaturgemälde haben,« hob Herr von Rieux nach abermaligem Schweigen wieder an, »können Sie mir dieselbe fertigen?«

»Gewiß!«

»Ich wünschte diese Copie von derselben Größe wie das Original und demselben so ähnlich, daß, wenn Ihre Arbeit beendet ist, es unmöglich sei, die beiden Gemälde von einander zu unterscheiden. Ist das ausführbar?«

»Ja wohl, und zwar mit leichter Mühe. Wenn die Copie auch mit einem solchen Rahmen versehen wird, so sollen Sie selbst den Unterschied nicht herausfinden.«

»Ach, wenn Sie das thäten, lieber Freund, dann würden Sie mich so glücklich machen, als es mir fortan möglich ist, noch zu sein. Ich füge meiner Bitte aber auch noch die zweite hinzu, dieses Medaillon den Blicken Aller zu verbergen.«

»Seien Sie überzeugt, daß kein indiscreter Blick das Elfenbein dieses Miniaturbildes streifen soll.«

»Noch eine Frage. Wann werden Sie im Stande sein, mir diese Copie zu fertigen?«

»Die Zeit drängt wohl?«

»Ja, in hohem Grade.«

»Wohlan, jedem Andern würde ich antworten: In einer Woche — Ihnen antworte ich: In zwei Tagen. Ich werde mich sofort an die Arbeit machen.«

»Wie soll ich Ihnen danken, mein Freund?«

»Dadurch, daß Sie mir nicht danken.«

Dann setzte Doyen ohne Uebergang und sich zu dem bizarr herausgeputzten kleinen Neger wendend, hinzu:

»Geh', Kebir, nimm Phanor mit und spielet mit einander im Garten; ich brauche Dich heute nicht mehr.«

Einige Minuten vergingen, einige Worte wurden gewechselt und René verließ das Atelier, erfüllt von Dankbarkeit für die theilnehmende, liebenswürdige Zuvorkommenheit des Malers.

Es war zwischen ihm und Doyen verabredet worden, daß er am drittnächsten Tage zur selben Stunde das Original und die Copie abholen sollte.

Als der Maler allein war, richtete er seine Farben und seine Elfenbeinplatte zu, in dem Augenblicke aber, wo er sein Werk beginnen wollte, versank er unwillkürlich in eine lange Betrachtung des Medaillons.

»Ja, ja,« sagte er leise bei sich selbst, »und ich beklage ihn von ganzem Herzen, denn wer einen solchen Schatz verliert, der muß in der That viel leiden. Wie sollte er sich trösten, da dieses unbewegliche und stumme Bild sich mit unauslöschlichen Zügen in die Erinnerung und in das Herz eingräbt? Ich, der ich diese Dame nicht liebte, ich, der ich sie niemals gesehen, ich, der ich nicht einmal ihren Namen kenne, ich fühle wohl, daß ich dieses göttliche Antlitz niemals vergessen werde!«

Hierauf ergriff der Maler seine Crayons und begann das Porträt zu skizziren.

Die Zeit war vergangen. Die Stunde nahte, wo der Graf von Jussac und Herr von Rieux sich nach dem Hotel des Marquis de la Tour-Landry begeben sollten.

René machte sich wieder auf den Weg nach Chaillot

und stieg am Thor des Hauses seines Wirthes aus seinem Miethwagen. Er fand alle Diener im Hofe versammelt und ihre bestürzten Mienen waren die unfehlbare Verkündung eines stattgehabten unglücklichen Ereignisses.

Ein Kammerdiener kam ihm, die Hände gen Himmel erhebend, entgegengelaufen und rief:

»Ach, Herr Marquis! ach, Herr Marquis! Welch' ein entsetzliches Unglück! Wer hätte das heute Morgen gesagt!«

René fragte erschrocken, was es gäbe.

Die Antwort war kurz und schrecklich. Der Graf von Jussac war vor zwei Stunden von einem Schlaganfall getroffen worden und demselben erlegen, ohne auch nur einen Augenblick lang wieder zum Bewußtsein zu kommen.

Fünftes Capitel.

Ein trauriger Tag.

Wir sind unseren Lesern die Erklärung der unerwarteten Katastrophe schuldig, welche das vorige Capitel schließt und die Ursache war, daß Herr von Rieux unbeweglich und stumm vor Erstaunen und Schmerz wie angewurzelt auf der Schwelle des Hotels Jussac stehen blieb.

Ungefähr eine Stunde nach dem Augenblick, wo René Chaillot verließ, um sich nach der Wohnung des Malers Donen zu begeben, hatte ein Mann von verdächtigem Aussehen, lang und mager bis zur Unwahrscheinlichkeit, als Commissionär gekleidet und der Niemand anders war als

Morales, den Perine zu diesem Zwecke maskirt und verwendet hatte, in der Loge des Portiers des Hotels zwei Packete von sehr geringem Umfange abgegeben, ohne weiter etwas über den Inhalt zu bemerken, und blos mit der Bitte, sie sobald als möglich an die Adressaten abzugeben. Das erste dieser Packete war mit der Aufschrift versehen:

»Für den Herrn Grafen von Jussac, von einer alten Freundin.«

Auf dem zweiten standen von einer andern Hand der Titel und der Name des Marquis von Rieux geschrieben.

Beide Packete wurden sofort zu Herrn von Jussac hinaufgetragen.

Der Graf befahl, das an seinen Gast adressirte Packet in dessen Zimmer zu tragen, während er selbst, durch diese geheimnißvolle Sendung sehr neugierig gemacht, rasch die dreifache Umhüllung von grobem grauen Papier entfernte, unter welchem das Andenken der alten Freundin sich barg.

Wer konnte diese Freundin sein?

Der Graf befragte seine Erinnerung vergebens. Er erfuhr nichts von ihr und unsere Leser begreifen leicht, daß dazu vollwichtige Gründe vorhanden waren.

Die letzte Umhüllung enthielt ein rothsammetnes Etui von außerordentlicher Frische und reizender Cokretterie.

Ein Lächeln umspielte die Lippen des alten Mannes.

»Mir noch Schmucksachen?« murmelte er. »In der That, dies ist unwahrscheinlich und ich glaube, meine unbekannte Freundin hat sich im Namen geirrt. Wenn ich nach dem Behältniß urtheilen kann, so würde der Inhalt

sich mehr für eine hübsche Frau eignen als für einen siebzigjährigen Seemann. Sehen wir indessen vollends nach.«

Er drückte an der Feder des Etuis, es sprang auf und er erblickte nicht einen Schmuckgegenstand, sondern ein wunderschönes Fläschchen von Bergkrystall in streng elegantem Styl, in Gold gefaßt und der florentinischen Ciseleurs des sechzehnten Jahrhunderts würdig.

Herr von Jussac fing an herzlich zu lachen.

»Es kommt immer besser,« sagte er beinahe laut. »Glaubt man denn, daß der alte, an die Seeluft und den scharfen Geruch des Theers gewöhnte Seemann Vergnügen daran finde, Parfüms zu athmen und die Spitzen seines Busenstreifs von Moschus und Ambra durchduften zu lassen? Ganz gewiß handelt es sich hier um einen Irrthum, einen Scherz oder eine Ironie. — Das Räthsel liegt hier vor meinen Augen, aber ich kann die Auflösung nicht errathen.«

Mit mechanischer Bewegung hatte der Graf, während er sprach, den goldenen Pfropf abgeschraubt und hielt sich das Krystallfläschchen an die Nase.

»Man muß wenigstens gestehen,« hob er mit einem offenbaren Ausdruck von Vergnügen wieder an, »daß der Geruch sehr glücklich gewählt ist. Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Rosenessenz nicht direct von Konstantinopel käme. Die alte Freundin scheint, obschon ich mich durchaus nicht auf sie besinnen kann, nicht vergessen zu haben, daß die Rose meine Lieblingsblume ist.«

Herr von Jussac schloß das Flacon wieder, setzte es auf einen Möbel und ging in den Garten hinunter, um seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang zu machen.

Kaum aber war er einige Minuten lang mit seinem

gewöhnlichen Schritt in der mit Sand bestreuten Kastanien-allee auf- und abgegangen, als er anfing zu taumeln wie Jemand, der vom Schwindel ergriffen wird.

Sein Kammerdiener war ihm zufällig von einem Fenster des Parterres aus mit den Augen gefolgt und kam jetzt herbeigeeilt.

»Was wollt Ihr, Jacques?« fragte der Greis, welcher sich schon wieder erholt zu haben glaubte.

»Es schien mir als wären Sie ein wenig leidend, Herr Graf,« antwortete der Diener.

»Nein — ich hatte blos eine leichte Anwandlung, es ist aber nichts — durchaus nichts.«

»Sie werden mir erlauben, Ihnen bemerklich zu machen, Herr Graf, daß ich Ihr Gesicht röther finde als gewöhnlich. Vielleicht wäre es gerathen, den Arzt rufen zu lassen.«

»Das ist nicht nöthig, Jacques — das ist durchaus nicht nöthig! — Der Kopf ist mir allerdings seit einem Augenblick ein wenig schwer, aber das Gehen und die frische Luft werden das bald zerstreuen. — Ich brauche Niemanden.«

Der keineswegs überzeugte Diener entfernte sich nur ungern und Herr von Jussac setzte sich wieder in Bewegung, ehe aber noch eine Minute vergangen war, blieb er abermals stehen und rief in aufgeregtem Tone:

»Jacques! Jacques!«

»Was wünschen Sie, Herr Graf?« fragte der Diener eifrig.

»Ihr hattet Recht, Jacques,« murmelte der alte Mann. »Ich fühle ein ganz eigenthümliches Unwohlsein.

— Die Bäume drehen sich um mich herum und der Boden wankt mir unter den Füßen. In meinem Leben habe ich noch nie so etwas empfunden.«

»Soll der Arzt sofort herbeigerufen werden?«

»Ich fange an zu glauben, daß dies sehr wohlgethan sein wird. Vor allen Dingen aber gebt mir euren Arm. Es ist mir als könnte ich nicht allein wieder in das Haus hineingehen.«

Herr von Jussac lenkte, auf seinen Kammerdiener gestützt, seine Schritte nach der vier Stufen zählenden Erhöhung, welche aus dem Garten in das Hotel führte.

Eben stand er im Begriff, die erste Stufe zu ersteigen, als er plötzlich einen tiefen Seufzer ausstieß, der einem Röcheln glich.

Jacques sah seinen Herrn an.

Das Gesicht des Grafen verzerrte sich und die Augen unterliefen mit Blut. Augenscheinlich stand er im Begriff umzusinken.

Der erschrockene Diener breitete die Arme aus, um ihn zu halten, aber der Graf entglitt ihm und schlug mit dem Gesicht abwärts auf den Sand der Allee nieder.

Jacques ließ den Garten und das Haus von seinem Hilferufe erschallen.

Alle Diener eilten herbei.

Man trug Herrn von Jussac, der kein Lebenszeichen mehr gab, in sein Zimmer, legte ihn auf sein Bett und schickte dann schnell nach dem Arzt.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten.

Er versuchte, dem Grafen zur Ader zu lassen, aber es kam auch nicht ein Tropfen Blut.

„Alle weiteren Versuche würden vergeblich sein,“ sagte der Arzt mit bedeutsamem Kopfschütteln; „Herr von Jussac ist vom Schlage getroffen worden und sein Körper nur noch eine Leiche.“

Der Arzt irrte sich nicht, aber so wenig wie alle Anderen wußte er, daß das von unbekannter Hand gesendete, und einige Minuten vorher von dem Grafen entpfropfte Fläschchen von Bergkrystall die einzige und alleinige Ursache dieses plötzlichen Todes war.

Wir müssen es wiederholen, Perine war eine geschickte Frau und die furchtbare Wissenschaft der Gifte hatte für sie keine Geheimnisse. — Wir haben davon mehr als einen Beweis gehabt — vielleicht erhalten wir deren noch mehr.

Herr von Rieux ging mit zerrissenem Herzen hinauf in das Todtengemach, welches er von Leuten angefüllt fand, und kniete an dem Bette nieder, auf welchem die schon kalte Hülle des Gönners ruhte, des Freundes seiner Kindheit, des Mannes, der ihm noch am Tage vorher eine so tiefe, so rührende Zuneigung bezeigt hatte.

Seine Augen hatten seit zwei Tagen so viel geweint, daß sie keine Thränen mehr zu geben hatten, aber ein inbrünstiges, jammervolles Gebet entrang sich seiner Seele und stieg für diesen so edlen und guten Greis zu Gott empor.

Dann stand er auf, drückte seine Lippen mit zärtlicher Ehrerbietung auf die eiskalte Hand des Todten und verließ schweigend und langsam das Hotel.

In der Unruhe und Unordnung, welche in dieser Wohnung, deren eigentlicher Herr so eben aus dem Leben geschieden, für den Augenblick herrschten, dachte keiner der

Diener an das vor einigen Stunden für Herrn von Rieux abgegebene Packet und es fiel daher auch Niemandem ein, es ihm einzuhändigen.

Dieses zufällige Vergessen war René's Rettung und vereitelte auf gewissermaßen wunderbare Weise den so gut entworfenen Plan der Wahrsagerin.

Die Sendung, von deren Vorhandensein unser Held immer noch nichts wußte, bestand in einem kleinen kunstreich gefertigten Kästchen von ciselirtem bronzirten Silber.

Auf dem blauen Sammet, welcher das Innere auskleidete, hätte René, wenn er dieses Kästchen geöffnet hätte, eine Locke von seidenem braunen Haar gefunden, dessen Feinheit, Farbe und Wohlduft ihm wohlbekannt waren, und der Instinct seiner Liebe hätte ihn nicht getäuscht, wenn er dies Alles erkannt hätte, denn dieses dunkle sammetartig spiegelnde Haar hatte wirklich dem jugendlichen Diadem der schönen Jane von Simeuse angehört.

Dadurch hingerissen und berauscht wie durch einen Liebestrank und ohne daß er ein unlösliches Räthsel zu ergründen und zu errathen gesucht hätte, woher dieses Kästchen und die Locke kämen, hätte Herr von Rieux mit unerschöpflicher Glut seine Lippen auf dieses Kleinod gedrückt, welches für ihn kostbarer war als alle Schätze der Erde.

Diese duftige Locke aber — brauchen wir es wohl erst zu sagen? — diese duftige Locke aber trug, das alte Gleichniß der Schlange unter den Blumen verwirklichend, den urplötzlichsten Tod in sich und vielleicht noch schneller als der Greis wäre der junge Mann entseelt niedergestürzt.

Der Zufall aber oder vielmehr die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Es scheint uns leicht zu begreifen, von welcher Art die Gedanken des Herrn von Rieux waren, während er zu Fuße die Anhöhe der Champs-Elysées hinabging.

»Ach,« sagte er bei sich selbst mit bitterer Wehmuth, »Gott verläßt mich und Alles um mich her bricht zusammen. Bin ich denn eines jener fluchbeladenen Wesen, welche Unglück bringen, und hat dieser edle Greis den Tod erleiden müssen, weil er mich liebte und mir dienen wollte?«

So dachte René und dennoch wußte er nicht und konnte nicht wissen, in wie hohem Grade diese traurigen Worte der buchstäbliche Ausdruck der furchtbaren Wahrheit waren.

Obschon der Gönnerschaft des Grafen von Jussac auf diese Weise beraubt, verzichtete Herr von Rieux doch nicht darauf, einen Schritt bei dem Marquis de la Tour-Landry zu versuchen.

Der alte Edelmann konnte nicht verfehlen, einen Standesgenossen gut zu empfangen, und wenn er ihm bewies, daß sein Zeugniß hinreiche, um die nicht wieder gutzumachende Schande eines edlen Hauses und den widerwärtigen Triumph eines Elenden zu verhindern, so verweigerte er sicherlich dieses Zeugniß nicht.

Demzufolge begab sich René gegen drei Uhr Nachmittags nach dem Hotel auf der Place Royale.

Hier erhielt er von dem Thürhüter die Antwort, daß der Marquis noch nicht zurück sei, daß man ihn aber erwarte und daß er jede Minute kommen müsse, denn er habe vor seiner Abreise mehrere Einladungen für diesen selben Tag ausgeschickt und die Stunde der Mahlzeit war nahe.

René nannte seinen Namen, bemerkte, daß er wieder-

kommen würde und begann dann traurig in der Umgebung der Bastille umherzuirren.

Als er so erschöpft war, daß er seinen einsamen Spaziergang nicht weiter fortsetzen konnte, sank er trotz der sehr lebhaften Kälte, welche sein Gesicht marmorirte und seine Augenlider röthete, auf eine Bank nieder und wartete, indem er sich seinen Betrachtungen hingab.

So vergingen zwei ganze Stunden. Endlich erhob sich der junge Mann und machte sich wieder auf den Weg nach der Place Royale.

Hier erwartete ihn eine neue Täuschung. — Die Abwesenheit des Marquis verlängerte sich gegen alle Wahrscheinlichkeit und die Leute seines Hauses begannen in Verwunderung und Unruhe zu gerathen.

Das Ausbleiben des Marquis de la Tour-Landry ward in der That unerklärlich und seine Gäste hatten, nachdem sie auf ihn vergebens gewartet, es für das angemessenste gehalten, sich wieder zu entfernen.

»Mein Gott — mein Gott,« murmelte René, »soll diese Hoffnung, die letzte von allen, mir auch entschwinden?«

Die Nacht brach ein — eine eisige Nacht — die Straßenlaternen wurden angezündet — die Fußgänger eilten, sich in die Hände blasend, ihren Wohnungen zu.

Herr von Rieux trat in ein bescheidenes Gasthaus der Rue Saint-Antoine. Hier ließ er sich ein Zimmer geben und einige Speisen auftragen, die er aber kaum anrührte. Dann warf er sich auf das Bett und seine geistige und körperliche Erschöpfung war so groß, daß er trotz aller seiner Unruhe

in einen schweren und tiefen Schlaf sank, welcher beinahe zwölf Stunden lang dauerte.

Diese so nothwendige Ruhe belebte seine Kräfte auf wahrhaft wunderbare Weise.

Als er am Morgen des nächsten Tages erwachte, war er ein ganz anderer Mensch als am vorigen und sein elastischer Geist hatte die größere Hälfte seiner gewohnten Energie wiedergewonnen.

Er kleidete sich an und ging zum dritten Male nach der Place Royale. Hier erneuerte sich für ihn der erschütternde Auftritt des Hotel Jussac. Man hatte so eben die verstümmelte Leiche des Marquis, welche am Abend vorher durch einen Postillon der Station Athis-Mons erkannt worden, nach Paris zurückgebracht.

Alle Welt brachte das beklagenswerthe Ende des Marquis auf Rechnung eines verhängnißvollen Unfalles. Der Gedanke an ein Verbrechen fiel Niemand ein und wäre überdies auch nur mit vollständigem Unglauben aufgenommen worden.

Der Marquis hatte auch in der That nicht einen einzigen Feind. Er führte in seinem Wagen eine bedeutende Summe in Gold bei sich und diese fand man noch unberührt in dem ledernen Beutel, der sie enthielt.

Hierzu kam — und dies war ein unwiderleglicher Beweis — daß man die Leiche des Postillons Cäsar mittelst seiner Peitschenschnur an dem niedrigsten Aste des hundertjährigen Baums aufgeknüpft fand, dessen Vorhandensein in der Nähe der verfallenen Schäferei wir bereits erwähnt.

War dies nicht ein unwiderleglicher Beweis, daß der unglückliche Postillon aus Verzweiflung über seine Unvor-



sichtigkeit und Ungeschicklichkeit und aus Angst vor der furchtbaren Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, den Kopf verloren und in dem Selbstmord das einzige Rettungsmittel gesehen hatte?

Diese vollkommen logische und übrigens in ihren Schlüssen richtige Folgerung ging, wie wir wissen, gleichwohl von einer unrichtigen Voraussetzung aus.

Der unglückliche Liebhaber Madelinens hatte den Tod gesucht und gefunden, nicht um sich für eine unfreiwillige Unklugheit zu strafen, sondern um der Stimme seines Gewissens zu entrinnen, welche ihm sagte, daß er sich für eine elende Summe Geldes zum Mitschuldigen eines Mordes gemacht, denn Cäsar selbst täuschte sich in dieser Beziehung durchaus nicht und in dem Augenblick, wo er starb, hatte seine zitternde Hand mit Abscheu das fluchbeladene Gold, die Ursache seines Verderbens, auf den Boden der Schlucht hinabgeschleudert.

Als René das traurige Ereigniß erfuhr, empfand er eine schmerzliche Gemüthsbewegung, welcher aber, wie wir nicht unerwähnt lassen dürfen, jetzt keine Ueberraschung sich mehr beigesellte.

Seit dem vergangenen Abend war in ihm die Ahnung erwacht, daß, da seine letzte Hoffnung auf dem Marquis de la Tour-Landry beruhte, dieser eben so wie der Graf von Jussac vom Tode ereilt werden würde und er fragte sich mit Entsetzen, ob er in dieser aufeinanderfolgenden Katastrophe den Finger Gottes sehen oder die Hand der Menschen suchen müsse.

Wieder sah er um sich herum Alles öde und leer. Seine Vereinsamung war wieder vollständig geworden und

gleich dem classischen Helden eines berühmten Stückes konnte René ausrufen:

»Dank sei dem Himmel, meine Hoffnung
Ist größer als mein Unglück und ich preise
Ihn, der mich so mit neuem Muthe stählt!«

Wenn er auch diese Verse nicht aussprach, so dachte er sie doch ohne Zweifel, denn anstatt sich durch diesen letzten Schlag niederwerfen zu lassen, richtete er stolz den Kopf empor, wie um dem bösen Geschick Trotz zu bieten, und sagte bei sich selbst:

»Wohlan, nun ist Alles aus! Alles entschlüpft mir! Der Boden weicht mir unter den Füßen. Der Tod macht sich zum Bundesgenossen meines Feindes! Ich kann sofort nur auf mich allein zählen. Dennoch aber werde ich nicht ermatten. Ich will kämpfen bis zum Siege oder bis zum Grabe und wenn der Baron von Kerjean kein Feigling ist, so muß zwischen uns die Partie wieder gleich werden, denn ich verlange ein Gottesurtheil.«

Das Gottesurtheil, welches René meinte, war ganz einfach ein Zweikampf. Wenn ihm auch andere Waffen untreu wurden, so blieb ihm doch wenigstens sein Degen — sein Degen und sein gutes Recht.

Er beschloß, der Sache so schnell als möglich ein Ende zu machen — den Baron auf der Stelle zu fordern und das Duell am nächstfolgenden Tage stattfinden zu lassen.

Er hielt daher den ersten Miethwagen, den er leer vorbeifahren sah, an und ließ sich nach dem Quai Saint-Paul bringen.

René hatte, wie man sich erinnern wird, von Herrn von Jussac erfahren, daß Herr von Kerjean auf dem Quai

Saint=Paul wohnte, aber er kannte sein Hotel nicht. Ein Lastträger, den er befragte, gab ihm hierüber vollständigen Aufschluß und der numerirte Wagen machte, nachdem man einige Augenblicke gesucht, am Thore des Barons Halt.

Sechstes Capitel.

Luc und René.

René stieg aus dem Wagen, hob den schweren Hammer und ließ ihn auf die eiserne Platte fallen. Sofort ward die Thür von Malo selbst geöffnet.

Luc's treuer Diener erkannte sofort den Besucher, ließ sich aber nichts von dem gewaltigen Erstaunen merken, welches er empfand.

»Ist der Herr Baron von Kerjean zu Hause?« fragte René.

Ohne zu zögern, antwortete Malo:

»Ich weiß es nicht gewiß, will aber sogleich nachfragen. Welchen Namen würde ich für den Fall, daß der Herr Baron zu Hause wäre, die Ehre haben, zu melden?«

»Ihr würdet den Marquis von Rieux zu melden haben.«

»Haben Sie die Güte, in den Wartesalon zu treten, Herr Marquis. Ich bin sogleich wieder da.«

René befahl dem Kutscher, sich nicht zu entfernen, und folgte dann Malo.

Dieser Letztere führte ihn in die erste Etage hinauf in ein kleines Gemach, welches das Vorzimmer des Salons

bildete, in welchem wir Kerjean erst Perinen und dann den Herzog von Simeuse haben empfangen sehen. Hier ließ er ihn allein und eilte nach dem Zimmer seines Herrn.

»Ich glaube, ich bringe Ihnen eine interessante Neuigkeit, Herr Baron,« sagte er eintretend.

»Laß' hören,« antwortete Luc.

»Der Herr Marquis von Rieux läßt fragen, ob Sie ihn empfangen können, Herr Baron.«

Die von Malo vorhergesehene Wirkung gab sich sofort kund. Kerjean hüpfte in seinem Sessel empor, sah seinen Diener mit dem Ausdrucke gewaltigen Erstaunens an und rief:

»Was sagst Du? Welchen Namen hast Du genannt? Ohne Zweifel habe ich nicht recht gehört. Sage ihn noch einmal.«

Malo wiederholte leise den Namen René's von Rieux.

»Aber das ist ja unmöglich — ja, unmöglich!« rief Luc; »das wäre zu seltsam!«

»Ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, Herr Baron,« entgegnete Malo, »daß der Marquis von Rieux sich in diesem Augenblicke in dem kleinen Salone befindet, wo er Ihren Bescheid erwartet, Herr Baron.«

»Seltsam! seltsam!« wiederholte der Edelmann.

»Welche Antwort soll ich ihm bringen?« fuhr Malo fort.

»Laß Herrn von Rieux in den großen Salon treten und sage ihm, daß ich ihm sogleich zu Befehl stehen würde.«

Der Diener entfernte sich und Luc begann rasch die Unordnung seines Hauscostüms zu beseitigen, und seinen



Schlafrock von schwarzem Sammet mit einem Kleide zu vertauschen, welches sich besser zum Empfange des so vollständig unerwarteten Besuches eignete.

Das gewaltige Erstaunen des Barons, als er die Meldung dieses Besuches hörte, hatte mehrere Ursachen. Wir wollen einige derselben andeuten.

Vor allen Dingen waren Luc und Perine überzeugt, daß Herr von Rieux seit dem vorigen Tage aufgehört habe zu leben. Da sie von der Abwesenheit René's in dem Augenblicke, wo das geheimnißvolle Kästchen in dem Hotel Jussac abgegeben ward, nichts wußten, so konnten die beiden Mitschuldigen nicht annehmen, daß der junge Mann dieses Kästchen nicht geöffnet und seine Lippen nicht der Haarlocke Jane's genähert habe. Allerdings sprach das öffentliche Gerücht blos von dem Tode des alten Grafen, Perine und der Baron vermutheten aber mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß der Marquis sich in sein Zimmer eingeschlossen habe, daß er hier gestorben und sein Verschwinden in dem Wirrwarr eines Hauses, dessen Herr plötzlich vom Tode ereilt worden, bis jetzt unbemerkt geblieben sei.

In diesem Augenblicke hatte Luc den unwiderleglichen Beweis, daß diese beruhigende Voraussetzung ungegründet war.

Dies war aber nicht Alles. Welcher Beweggrund führte René in das Haus eines Mannes, der sein glücklicher Nebenbuhler war und deshalb von ihm als sein tödtlichster Feind betrachtet werden mußte?

Hatte ein verderblicher Zufall Herrn von Rieux auf die Spur der Wahrheit gebracht? Argwohnte er die Ursache und den Urheber des doppelten, an zwei Schlacht-

opfern begangenen Verbrechens? Kam er mit einem Worte als Ankläger?

Vergebens sagte sich Luc, daß eine solche Annahme nicht zulässig sei und daß ein Schleier von undurchdringlichem Dunkel gleichzeitig den Mord und den Mörder umhülle.

Dies sagte sich Luc und fühlte sich trotzdem von einer unklaren Unruhe ergriffen und von einer Furcht erfüllt, welche seine Muskeln und Nerven erbeben machte, denn die erste Züchtigung aller großen Verbrecher besteht darin, daß sie fortwährend fürchten und unaufhörlich zittern.

»Wohlan, ich werde es ja erfahren,« murmelte der Baron, als er mit seiner Toilette fertig war. »Hundertmal besser ist eine oerderbliche Wirklichkeit als eine Ungewißheit wie die, in welcher ich mich jetzt befinde.«

Er schickte sich an, sich in den Salon zu begeben, ehe er aber sein Zimmer verließ, betrachtete er sich im Spiegel und erschrak über die entsetzliche Blässe seines Gesichts.

Wenn der Marquis von Rieux wirklich Argwohn hegte, so konnte derselbe durch eine solche Blässe nur bestätigt werden. Luc begriff dies und strich ein wenig Roth auf seine Wangen — mit der Schnelligkeit und Gewandtheit einer bejahrten Herzogin, welche ihr Gesicht »arrangirt«, um bei Hofe zu erscheinen, oder wie eine Tänzerin, welche in der Hauptrolle eines mythologischen Ballets sich anschickt, hinter den Coulissen hervorzuspringen.

Ein abermaliger Blick in den venetianischen Spiegel stellte ihn vollständig zufrieden. Das tadellose Colorit des Gesichts verkündete jetzt eine Seele, die in Frieden war

mit sich selbst, ein Herz, welches weder von Furcht noch Reue gemartet ward.

Kerjean befahl seinen Augen, ruhig zu scheinen, seinen Lippen zu lächeln, dann durchschritt er seiner selbst und seiner Haltung sicher das kleine Boudoir zwischen seinem Zimmer und dem Salon, öffnete die Thür des letzten Gemachs und sah sich dem Marquis von Rieux gegenüber.

René wartete stehend und mit dem Hute in der Hand. Er verneigte sich mit ernster Höflichkeit. Der Ausdruck seines Gesichts war kalt, aber nicht drohend. Der von diesem Augenblicke an vollständig beruhigte Baron ergriff zuerst das Wort.

»Mein Herr Marquis,« sagte er mit vollkommener Unbefangenheit, »Sie werden mir ohne Zweifel erlauben, Sie nach dem Beweggrund der sehr großen und ganz besonders sehr unverhofften Ehre zu fragen, welche Sie mir erzeigen, indem Sie mich eines Besuchs würdigen?«

»Herr von Kerjean,« entgegnete René, »die Aufrichtigkeit ist zwischen Edelleuten Pflicht und wir sind beide Edelleute. Ich werde daher gerade auf mein Ziel zugehen und die Frage, welche Sie soeben an mich richteten, ohne Umschweife und ohne Rückhalt beantworten.«

»Nichts auf der Welt könnte mir angenehmer sein,« murmelte der Baron, indem er sich verneigte.

René hob wieder an:

»Herr von Kerjean, ich komme als Feind zu Ihnen.«

Dies hatte Luc niemals bezweifelt, aber es hielt ihn nicht ab, die größte Ueberraschung zu heucheln.

»Als Feind!« rief er, »ach, mein Herr Marquis, dies ist ein Wort, welches mich in Verzweiflung setzt. Auf

welche Weise habe ich denn ganz ohne mein Wissen das Unglück gehabt, mir Ihren Haß zuzuziehen?«

»Wollen Sie behaupten, es nicht zu wissen?«

»Allerdings — ganz gewiß!«

»Wozu diese Verstellung, Herr von Kerjean? Sie wissen, daß ich seit einem Jahre der Verlobte des Fräuleins von Simeuse war. Sie wissen auch, daß ich Jane mehr liebe als mein Leben und daß ich sie noch liebe.«

»Das weiß ich allerdings, Herr Marquis, aber ich glaube nicht, daraus dieselben Schlüsse ziehen zu müssen, wie Sie. Folgt daraus, daß wir Nebenbuhler sind, wohl nothwendig, daß wir Feinde sein müssen? Auch ich liebe Fräulein von Simeuse und als ich das Glück hatte, von dem Herzog und der Herzogin als ihr künftiger Schwiegersohn angenommen zu werden, hatte ich weder die Ehre, Sie zu kennen, noch die, von Ihnen gekannt zu werden. Sie können mich daher nicht ohne Ungerechtigkeit der Falschheit oder des Verraths in Bezug auf Sie anklagen. Dies ist meiner Meinung nach unbestreitbar. Erlauben Sie mir übrigens, Herr Marquis, Ihnen eine Frage vorzulegen.«

»Thun Sie es, mein Herr.«

»Sind Sie von den Ereignissen unterrichtet, welche seit einer Woche im Hotel Simeuse stattgefunden haben?«

»Allerdings bin ich von diesen Ereignissen unterrichtet.«

»Dann wissen Sie auch, daß, wenn es mir vergönnt gewesen ist, mir einige Rechte auf die Dankbarkeit des Fräuleins Jane und ihrer Familie zu erwerben, ich diese

Rechte nicht mißbraucht habe. Ich habe mich nicht aufgedrungen. Dies würde der Herzog von Simeuse im Nothfalle bezeugen — und ich bin ohne Zwang von einem freien Herzen angenommen worden und Niemand, ohne Ausnahme Niemand, kann sich durch mein Glück beleidigt fühlen.«

»Niemand, sagen Sie!« rief René. »Mich müssen Sie doch wohl ausnehmen, Herr Baron!«

»Sie ebensowenig als einen Andern, Herr Marquis,« entgegnete Luc, sich abermals verneigend.

»Mein Herr, indem Sie sich eines Schatzes bemächtigen, welcher mir angehört, fügen Sie mir die tödtlichste Beleidigung zu.«

»Sie werden mir erlauben, dies nicht zu glauben, Herr Marquis, denn der Schatz, von welchem Sie sprechen, war Ihnen wieder genommen worden, ehe er mir gegeben ward.«

»Ihre Distinctionen sind sehr fein und ich bewundere sie, nur kann ich dieselben nicht für zulässig erklären.«

»Das thut mir leid, aber ich kann nichts weiter dabei thun!«

»Sie können wenigstens eine Heirat rückgängig machen, die mich zur Verzweiflung treibt.«

Luc verneigte sich lächelnd.

»Ich soll diese Heirat rückgängig machen!« wiederholte er. »Ach, aufrichtig gestanden, mein Herr Marquis, das hoffen Sie nicht wirklich.«

»Ich hoffe es allerdings nicht, sondern ich **verlange** es!«

»Das ist ein hartes Wort, mein Herr Marquis; da

Sie es aber in meinem Hause aussprechen, so will ich es weiter nicht rügen.«

René hatte sich vorgenommen, ruhig zu sein, der lächelnden Gleichgiltigkeit Kerjean's gegenüber aber bemächtigte sich der Zorn seiner doch allmälig und das Blut begann ihm in die Schläfe emporzusteigen.

Luc, der seiner Sache immer sicherer ward und von der vollständigen Unwissenheit des Herrn von Rieux vollständig überzeugt war, sagte bei sich selbst:

»Der Marquis kann nichts mehr gegen mich ausrichten. Wozu sollte ich mein Leben bei einem zwecklosen Zweikampf auf's Spiel setzen, da die Partie gewonnen ist?«

René hob mit steigender Heftigkeit wieder an:

»Mein Herr Baron, diese Heirat wird nicht stattfinden, dies erkläre ich Ihnen.«

»Und wer wird dieselbe verhindern, wenn ich fragen darf, mein Herr Marquis?«

»Ich.«

»Und auf welche Weise?«

»O, auf sehr einfache Weise — indem ich Sie umbringe.«

Luc kreuzte die Arme über der Brust, betrachtete seinen Gegner mit festem Blick und sagte in demselben Tone ausgesuchter Höflichkeit, von dem er seit dem Beginne der Unterredung nicht abgewichen war: »Ah so, es ist also ein Zweikampf, den Sie mir vorschlagen, mein Herr Marquis?«

»Ich bin sehr erfreut, Herr von Kerjean, daß Sie anfangen, es zu begreifen. Ja, es ist ein Zweikampf — ein Zweikampf auf Leben und Tod! — Gott soll zwischen



uns entscheiden — wollen Sie die Güte haben, Tag, Stunde und Ort zu bestimmen?«

Kerjean schüttelte den Kopf.

»Ich weigere mich,« sagte er.

René trat einen Schritt zurück.

»Sie weigern sich, sich zu schlagen!« rief er mit unverkennbarem Erstaunen.

»Ja, mein Herr.«

»Und warum diese seltsame Weigerung?«

»Weil dieser Zweikampf ein wahnwitziger wäre — weil ich Sie nicht beleidigt habe — weil ich keinen Haß gegen Sie empfinde und weil es mir beinahe eben so traurig erscheinen würde, Sie zu tödten, als von Ihnen getödtet zu werden — weil ich endlich an der Schwelle des Glückes stehe und nicht gesonnen bin, Ihrem Wahnwitze zu Liebe das Brautbett gegen einen Sarg zu vertauschen. Dies sind meine Gründe, mein Herr Marquis — ich wünsche, daß Ihnen dieselben einleuchten.«

Mit verzweiflungsvoller Geberde schlug René sich vor die Brust.

»Wohlan,« murmelte er in dumpfem Tone und wie mit sich selbst sprechend, »das Maß ist voll! — Ich ahnte es wohl — dieser Mensch ist ein Feigling.«

Kerjean fühlte das alte Blut seines Stammes in seinen Adern kochen, aber er gebot dieser fieberhaften und unfreiwilligen Aufwallung Schweigen. Er ward bleich unter der rothen Schminke, welche sein Gesicht bedeckte, aber seine Lippen bewahrten ihr Lächeln.

»Mein Herr Marquis,« antwortete er nach Verlauf eines Augenblicks in ruhigem Tone, »Sie haben da ein

Wort ausgesprochen, welches mich nicht berühren kann. Wiederholen Sie dieses Wort, wenn Sie es wagen, vor dem Herzoge von Simeuse! Dieser wird sich von Ihnen achselzuckend abwenden und Ihnen antworten, daß der von Ihnen der Feigheit beschuldigte Edelmann binnen vierzehn Tagen zweimal in furchtbaren Kämpfen den Degen gezogen hat, um Jane von Simeuse zu retten, und daß er beide Male als Sieger aus diesen Kämpfen hervorgegangen ist. Sie dauern mich, Herr Marquis, aber Sie können mich nicht reizen. Ich beklage Sie und verzeihe Ihnen.«

»Dieser Mensch bemitleidet mich! dieser Mensch verzeiht mir!« stammelte René mit wüthendem Ingrimme; »ha, das ist zu viel! Ich lasse mich zu ihm herab und er scheint die Ehre, die ich ihm anthue, nicht einmal zu begreifen. Muß ich ihn denn, um ihn zum Zweikampfe zu zwingen, in's Gesicht schlagen?«

»Erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rath zu geben, mein Herr Marquis,« entgegnete Luc, »und benutzen Sie denselben. Sie leiden in diesem Augenblicke an Fieber und Delirium. Gehen Sie nach Hause, legen Sie sich zu Bett, decken Sie sich warm zu und lassen Sie einen Arzt holen.«

»Er verhöhnt mich, der Elende!« fuhr der Marineoffizier fort. »Er beleidigt mich, der Fälscher — er glaubt, ich kenne ihn nicht. — Baron von Kerjean, ausgearteter Sprößling eines Stammes, dem Sie zur Schande gereichen, Sie werden sich schlagen, das schwöre ich Ihnen, sollte ich selbst, um Sie dazu zu zwingen, Sie öffentlich

mit Ihren falschen Papieren ohrfeigen, wie ich Sie jetzt mit meinem Handschuh ohrfeige.«

Und René's Handschuh berührte in der That Luc's Wange, während der junge Mann ihm gleichzeitig die so eben von uns mitgetheilten Worte in's Gesicht warf.

Kerjean machte eine rasche Bewegung, um sich auf seinen Gegner zu stürzen, wie ein Jaguar auf seine Beute, um ihn mit seinen eigenen Händen zu erwürgen. Die Worte Fälscher und falsche Papiere hatten ihm bis zur Evidenz bewiesen, daß René sterben müsse, da er so viel wußte.

Dennoch bezwang er sich, nicht zurückgehalten durch den Abscheu oder Widerwillen, ein neues Verbrechen zu begehen, sondern durch den Gedanken an die ernsten Verlegenheiten, in welche diese mörderische Gewaltthätigkeit ihn verwickeln würde.

Der Besuch des Marquis in dem Hotel des Quai Saint-Paul war ohne Zweifel bekannt. Wenn René daher nicht wieder zum Vorschein kam, wie sollte er sein Verschwinden erklären und was sollte er mit dem ihn anklagenden Leichnam beginnen? Besser, tausendmal besser war es, die Rache um einige Stunden zu verschieben und die Gefahr zu entfernen.

Kerjean war siegreich in dem Kampfe, welchen er mit sich selbst bestand, aber er erstickte fast.

Er löste oder vielmehr er riß sich das Spitzenhalstuch ab, welches er um den Hals trug. Er trat an ein Fenster, welches er öffnete, und athmete die eisigkalte Luft mit vollen Zügen.

Nach Verlauf einiger Secunden war er wieder Herr seiner selbst.

Er schloß das Fenster und kehrte zu René von Rieux zurück, der bleich und entschlossen ihn mit stolz emporgerichtetem Haupte, verächtlichem Blick und spöttischem Munde erwartete.

»Mein Herr Marquis,« sagte er zu ihm mit entsetzlicher Kaltblütigkeit, »Sie hatten ganz Recht, als Sie vorhin versicherten, daß Sie als Feind erschienen. Der blinde Haß, welcher Sie verzehrt, hat Sie vergessen lassen, daß kein Edelmann einen andern in seinem Hause beleidigt, ohne sich durch dieses Vergessen aller Würde selbst zu entehren.«

»Ersparen Sie sich Ihre Moralpredigten, mein Herr,« unterbrach ihn René heftig. »Für mich haben dieselben keine Geltung.«

Ohne, wie es schien, auf diese Unterbrechung zu achten, hob der Baron wieder an:

»Ich will nicht einmal untersuchen, was für einen Sinn die letzten von Ihnen gesprochenen Worte haben und auf welcher verleumderischen Grundlage die nichtswürdige Anklage beruht, welche darin liegt und die ich verachte, aber diese Worte verlangen Blut —«

»Ha, sehen Sie das endlich ein?« rief René. »Sie werden sich nun schlagen?«

»Ja.«

»Das ist ein Glück, Herr von Kerjean, denn es ist nicht leicht, Sie zu einem Entschluß zu bringen.«

»Ich nehme,« fuhr Luc fort, »den Zweikampf an, welchen ich erst verweigerte und den Sie nun nothwendig

gemacht haben, aber ich nehme ihn nur unter gewissen Bedingungen an.«

»Lassen Sie Ihre Bedingungen hören und wenn dieselben ehrenwerth sind, so soll sich zwischen uns weiter keine Schwierigkeit in Bezug auf dieselben herausstellen.«

»Unser Zweikampf wird erst morgen Nachmittag stattfinden.«

»Darum wollte ich Sie ebenfalls bitten.«

»Auf Degen —«

»Diese Waffe ist die meinige und ich würde sie ebenfalls gewählt haben.«

»Der Kampf wird nur mit dem Tode eines von uns beiden enden.«

»Sie wissen, daß das mein innigster Wunsch ist.«

»Der Name des Fräuleins von Simeuse wird nicht von Ihnen ausgesprochen werden und der Beweggrund unseres Zweikampfes für alle Welt ein Geheimniß bleiben.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.«

»Wir werden uns endlich ohne Zeugen schlagen.«

Ein Blitz instinctartigen Mißtrauens durchzuckte René's Gemüth.

»Ohne Zeugen!« fragte er. »Warum?«

»Weil Secundanten oder Zeugen, mögen sie sein wer sie wollen, von ihren Rechten Gebrauch machen und ehe sie uns auf den Kampfplatz begleiten, das Geheimniß unseres wechselseitigen Hasses wissen wollen werden. Es würde Ihnen selbst, mein Herr Marquis, in der Stellung, in welcher wir uns einander gegenüber befinden, unmöglich sein, einen plausiblen Vorwand zu finden, welcher nicht die Wahrheit errathen ließe.«

Herr von Rieux dachte eine Minute lang nach. Die Folgerungen des Barons waren scheinbar begründet und übrigens fühlte René sich entschlossen, vor keiner Gefahr zurückzuweichen, von welcher Art dieselbe auch sein möchte.

Er antwortete daher:

»Ich bin damit einverstanden.«

»Dies erwartete ich von Ihnen, Herr Marquis,« hob Kerjean wieder an, »und es bleibt uns nun weiter nichts übrig, als genau die Stunde und den Ort des Kampfes zu bestimmen. Wollen Sie die Güte haben, die die erstere zu wählen und mir den letztern zu bezeichnen?«

»Die Stunde und der Ort, welche Ihnen gelegen sind, sind es auch mir.«

»Ich kenne in Paris einen von Mauern umgebenen und vollständig einsamen Ort, wo wir ganz unbelästigt sein und von Niemanden gestört werden würden. Es ist dies ein wüst liegender, eingehegter Platz in der Rue Tombe-Issoire. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen diesen Platz zu empfehlen, wenn Sie nämlich nicht einem andern den Vorzug geben, womit ich ebenfalls einverstanden sein würde.«

»Der Platz, von welchem Sie sprechen, scheint mir in der That passend, aber wie werde ich denselben finden, da ich ihn nicht kenne?«

»Wenn Sie damit einverstanden sind, Herr Marquis, so werde ich die Ehre haben, Sie Schlag drei Uhr an der der Ecke der Rue d'Enfer und der Rue Tombe-Issoire zu erwarten und Sie dann selbst hingeleiten.«

»Ich nehme dieses Anerbieten an, Herr von Kerjean,

und Sie können darauf rechnen, daß ich nicht auf mich warten lassen werde.«

Diese Worte beendeten eine Unterredung, die bald so ruhig, bald so stürmisch, bald so höflich und bald so beleidigend gewesen war. René begrüßte ernst den Baron, der ihn auf die artigste Weise und wie ein Wirth, den man nur ungern verläßt, bis auf die letzte Stufe der Treppe hinabgeleitete, wo die beiden Männer sich trennten, indem sie wiederholten:

»Auf morgen!«

»Morgen,« murmelte Kerjean, als er sich allein sah, »morgen wird René von Rieux sich dem Grafen von Jussac und dem Marquis de la Tour Landry zugesellen und er wird es selbst gewollt haben.«

Nachdem er, während er wieder in die erste Etage hinaufging, diese für den Marineofficier eben nicht sehr beruhigenden Worte gesprochen — denn sie bedeuteten unverkennbar Verrath und Ueberfall — kehrte Luc in sein Schlafzimmer zurück und zog die Klingel.

Malo kam sogleich herbeigeeilt.

»Haben Sie mir Befehle zu ertheilen, Herr Baron?« fragte er.

»Ja. — Du wirst deine Livr e ausziehen und Dich in die Rue de l'Arbre Sec zu Gorju begeben und ihm im Auftrage des Meister David einschärfen, daß er seine Gäste heute Abend Schlag zehn Uhr fortschicken, aber sein Wirthshaus die ganze Nacht offen halten soll.«

»Das soll geschehen, Herr Baron. — Und dann?«

»Um zehn Uhr Abends wirst Du Dich als Bettler

verkleidet unter den ersten Bogen der Notre=Dame=Brücke begeben.«

»Ich kenne den Ort.«

»Dort wirst Du auf Coquelicot's Ankunft lauern.«

»Ich kenne den Mann.«

»Du wirst ihm sagen, daß es Geld für ihn zu verdienen gibt und ihn in Gorju's Wirthshaus führen.«

»Er wird sich ganz gewiß nicht lange bitten lassen. Man muß aber Alles berechnen, Herr Baron. Wenn nun Coquelicot heute Nacht zufällig wo anders schliefe, was sollte ich dann machen?«

»Um Mitternacht würdest Du den Brückenbogen verlassen und allein zu Gorju gehen, wo ich zu Dir kommen würde.«

Malo verließ das Zimmer.

»Baudrille fehlt mir doch,« sagte Luc bei sich selbst. »Er war ein gewandter und kecker Schurke, aber er besaß zu viel Intelligenz und die Intelligenz ist eine schlimme Eigenschaft.«

Siebentes Capitel.

Zwei Besuche.

Als René das Haus auf dem Quai Saint=Paul verließ, ließ er sich nach dem bescheidenen Gasthause in der Rue Saint=Antoine fahren, wo er die vergangene Nacht zugebracht. — Hier verlangte er Feder und Papier und

begann auf einen Bogen zu schreiben, an dessen Spitze er mit großer Schrift die Worte zeichnete:

»Dies ist mein Testament.«

Beinahe sofort aber unterbrach er sich in der eben erst begonnenen Arbeit, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und überließ sich widerstandslos den Gedanken, welche ihn bestürmten.

Seine Ahnungen waren von der düstersten Art.

»Morgen,« sagte er bei sich selbst, »morgen wird mir ein Unglück begegnen. Morgen werde ich das Leben verlieren; ich bin davon überzeugt, ich bin dessen gewiß!«

René hatte, wie wir wissen, keine Furcht vor dem Tode. Der Gedanke aber, daß er, indem er diese Erde verließe, Jane wehrlos und arglos in der Gewalt des Barons von Kerjean zurücklassen müsse, erweckte in ihm eine mit Wuth gemischte Verzweiflung, welche die innersten Tiefen seines Wesens aufwühlte.

»Für sie sterben,« stammelte er, »für sie sterben, indem ich sie rettete, dies wäre ein hohes Glück; aber zwecklos ins Herz getroffen zu fallen, ohne daß ein einziger Tropfen meines in Strömen fließenden Blutes von ihr die Gefahr abwenden könnte, das ist entsetzlich und grausam! Was kann ich aber thun? — Nichts! — Sprechen? Den Nichtswürdigen anklagen? Wozu? Die Beweise fehlen mir; man würde mir nicht glauben.«

Plötzlich zuckte der junge Mann zusammen. Er richtete den Kopf empor — sein matter Blick begann zu funkeln.

»Ha,« rief er mit beinahe lauter Stimme, »das ist eine Eingebung des Himmels! Einem lebenden Munde glaubt man nicht — die Anklage eines für einen glücklichen

Nebenbuhler geopferten Nebenbuhlers verachtet man — eine Stimme aber, die aus dem G r a b e kommt, hört man an — man zweifelt nicht mehr — man hat nicht das Recht, zu zweifeln und aus dem Innern meines Sarges heraus werde ich daher sprechen, um Jane zu retten.«

René machte sich wieder an's Werk.

Er beendete das angefangene Testament, durch welches er sein ganzes Vermögen einem armen Zweige seiner Familie vermachte. — Uebrigens genügten ihm wenige Zeilen, um diesen letzten Willen auszudrücken.

Er steckte die Urkunde in ein Couvert, welches er versiegelte und auf welches er den Namen des Herzogs von Simeuse schrieb, den er als seinen Testamentsvollstrecker bezeichnete.

Dann nahm er einen zweiten Bogen Papier und schrieb einen langen Brief, dessen erste Zeilen wir hier mittheilen.

»Theure Jane,« schrieb René; »Sie, die ich vor so wenigen Tagen erst noch das Recht hatte, meine Braut zu nennen, — Sie, für die ich hinfort weiter nichts bin als ein Fremdling, höchstens ein Verwandter — zu der Stunde, wo Ihre Augen auf den Worten haften werden, die jetzt meine Hand schreibt, wird mein Herz, welches nur für Sie geschlagen, aufgehört haben überhaupt zu schlagen.

»Ich verlange von Ihnen weder Bedauern noch Thränen. In dem Augenblicke, wo ich von dem Degen eines meiner und jedes Ehrenmannes unwürdigen Gegners falle, habe ich nur e i n e n Gedanken und ein Ziel: Ihnen die furchtbare Finsterniß des Abgrundes zu erleuchten, der sich vor Ihren Füßen öffnet. —

Jane, im Namen des Himmels — es ist jetzt noch Zeit — hören Sie mich — glauben Sie mir. — Ein Todter ist es, der zu Ihnen spricht — zu Eis erstarrte Lippen sind es, die Ihnen zurufen: Gehen Sie nicht weiter! Brechen Sie eine Heirat ab, welche unmöglich ist! — Verbannen Sie von Ihrem Antlitz einen Elenden, der Sie mißbraucht — stoßen Sie mit Abscheu den entehrten Namen zurück, den er Ihnen bietet.

»Man hat Ihnen vielleicht gesagt, theure Jane, daß an dem verhängnißvollen Tage, wo man Sie todt glaubte, der Herzog, Ihr Vater, mich gebeten habe, meine Rechte aufzugeben und auf Ihre Hand zu Gunsten des Mannes zu verzichten, welcher Sie zu retten versprach, aber Sie blos für sich allein retten wollte. Ich kannte diesen Menschen nicht und in der Unermeßlichkeit meiner Liebe, in der Resignation meines Opfers antwortete ich: Sie gehöre einem Andern, wenn es sein muß, aber sie lebe.

»Heute, Jane, würde ich eine andere Sprache führen; heute würde ich ohne Zögern antworten: Der Tod behalte seine Beute! Die Tochter des Herzogs von Simeuse kann dem Baron von Kerjean nicht angehören. — Der Grund davon ist, daß ich ihn nun kenne, diesen Nichtswürdigen, und Sie werden ihn ebenfalls kennen lernen.«

René erzählte nun in seinem Briefe die näheren Thatsachen, welche sich auf Luc von Kerjean bezogen und die ihm von dem Grafen von Jussac mitgetheilt worden — Thatsachen, für welche er bei dem Marquis de la Tour-Landry den unwiderleglichen Beweis finden sollte. — Mit diesen Thatsachen hielt er sodann den plötzlichen und gleich-

zeitigen Tod des Grafen und des Marquis zusammen, welche beide an demselben Tage beinahe zu derselben Stunde gestorben waren, und aus der doppelten Katastrophe zog er den Schluß auf ein doppeltes Verbrechen, welches in tiefe Nacht gehüllt sei, welches aber die Gerechtigkeit Gottes und vielleicht auch die Gerechtigkeit der Menschen nicht ungestraft lassen würden.

»Wenn Sie nicht wagen, mir zu glauben, theure Jane« — mit diesen Worten schloß er seinen Brief — »wenn der Gedanke, einen tapferen Mann durch verleumderischen Argwohn zu beleidigen und der Dankbarkeit, welche Sie ihm schuldig sind, zu ermangeln, Sie schreckt, so weigern Sie sich wenigstens nicht, den letzten Wunsch, die letzte Bitte eines Sterbenden zu erhören, der Sie liebte und dessen erstarrende Lippen noch Ihren Namen nennen werden. — Ein Aufschub ist keine Beleidigung, verbannen Sie den Baron von Kerjean nicht aus Ihrer Nähe, schieben Sie aber den Augenblick Ihrer Vermälung mit ihm um ein Jahr hinaus. Ein Jahr vergeht sehr schnell, Jane — Gott ist gerecht und vor Ablauf der letzten Stunde des zwölften Monats wird die Wahrheit sich Bahn brechen und das Licht die Nacht verscheuchen.«

René steckte in diesen Brief das Couvert, welches sein Testament enthielt. Mit dem Wappen seines Ringes verschloß er das zweite Couvert durch ein dreifaches Siegel und fühlte sich nun ruhiger.

»Jetzt,« sagte er, »möge mein Geschick sich erfüllen. Ich habe gethan, was ich konnte und was ich sollte. Gott wird vielleicht das Uebrige thun.«

Am nächstfolgenden Tage, zu der mit dem Maler

Doyen verabredeten Stunde, begab Herr von Rieux sich nach dem Hotel der Rue Plâtrière und ließ sich das Atelier des Künstlers öffnen.

Dieser letztere empfing ihn mit derselben liebreichen Zuvorkommenheit, welche er am vorgestrigen Tage kundgegeben, und seine ersten Worte waren:

»Mein lieber Marquis, ich stehe zu Diensten. Ich habe ohne Unterbrechung und so fleißig gearbeitet, daß gestern Abend meine Copie fertig war. Auch heute Morgen habe ich keine Minute versäumt, sondern bin frühzeitig ausgegangen, um mir einen goldenen Reifen zu verschaffen, welcher vollkommen dem gleicht, der den Rahmen des Originalmedaillons bildet. Durch einen glücklichen Zufall habe ich gleich in dem ersten Laden und ohne lange suchen zu müssen, einen gefunden. Kommen Sie — sehen Sie — urtheilen Sie.«

Und er führte René an einen kleinen Tisch, der mit violettem Sammet bedeckt war und auf welchem die beiden Porträts neben einander lagen.

Herr von Rieux machte eine Geberde der Ueberraschung und Bewunderung, ergriff die Hände des Malers und drückte sie mit dem lebhaften Ausdruck der Dankbarkeit zwischen den seinigen.

Das von Doyen erlangte Ergebniß war wirklich wunderbar. Der Maler hatte sein Vorbild mit solcher Genauigkeit und mit solchem Glück copirt, daß es René selbst nach langer Besichtigung unmöglich schien, mit Bestimmtheit zu sagen:

»Dies ist das Original, dies die Copie.«

Das Ziel der Wünsche unseres Helden war sonach

erreicht, beinahe übertroffen, denn René wollte das ihm von Jane gegebene Medaillon für sich behalten und auf seinem Herzen verwahren und nun wußte er nicht mehr, welches von beiden dieses war.

Der Maler riß ihn jedoch aus der Verlegenheit, indem er ihn auf ein fast unbemerkbares Zeichen aufmerksam machte, welches er auf dem Elfenbein des Miniaturgemäldes angebracht, um für Jeden, der einmal das Vorhandensein dieses Merkmals kannte, einen Irrthum unmöglich zu machen.

René befestigte wieder die kleine goldene Kette an dem Original und hing es sich um den Hals. Doyen legte die Copie in ein kleines Sammetetui und überreichte dasselbe Herrn von Rieux, indem er zu ihm sagte:

»Mein lieber Marquis, Ihr Hofmaler hat Alles gethan, was in seinen Kräften stand, nicht wahr?

»Sie haben mehr geliefert als ein Meisterwerk, mein Freund,« antwortete René. »Sie haben ein Wunder verrichtet, zu welchem nicht blos Ihr Talent, sondern auch Ihr Herz gehörte.«

»Sie sind also zufrieden mit mir?« hob der Künstler wieder an.

»Sie haben mir mein letztes Glück geschenkt. Meine Dankbarkeit ist grenzenlos und wird so lange dauern als mein Leben.«

»Wollen Sie mir diese Dankbarkeit beweisen?«

»Dies ist mein innigster Wunsch.«

»Wohlan, nichts ist leichter.«

»Was soll ich zu diesem Zwecke thun?«

»Mir erlauben, daß ich Ihnen meine Arbeit als ein

Unterpfand meiner warmen Zuneigung zu Ihnen anbiete und daß Sie nicht einmal daran denken, mich dafür bezahlen zu wollen. Sind Sie damit einverstanden?«

Herr von Rieux wollte antworten; Doyen aber setzte rasch hinzu:

»Ich kann Ihnen übrigens gar nicht sagen, welche unermeßliche Künstlerfreude ich gestern darin fand, die Züge dieses idealen Antlitzes zu copiren. Ich würde Sie um diese Freude gebeten haben, mein lieber Marquis, und ich hätte Ihnen mit warmem Herzen für die Gewährung derselben gedankt. Nicht Ihnen ist daher bei dieser ganzen Angelegenheit ein Dienst geleistet worden, sondern mir.«

René drückte abermals dem berühmten Maler die Hand und antwortete einfach:

»Ich nehme Ihr Geschenk an.«

Wir glauben versichern zu können, daß zweihundert Louisd'or, welche man Doyen für eine in einigen Stunden gemalte Skizze geboten hätte, ihm weniger Vergnügen gemacht haben würden als dieses Wort des Edelmanns.

»Mein Freund,« hob Herr von Rieux wieder an, »ich muß Abschied von Ihnen nehmen.«

»So bald?« rief der Maler.

»Ich thue es nur ungern, daran werden Sie nicht zweifeln — meine Stunden sind aber gezählt und selbst dieser Tag gehört mir nicht ganz.«

»Denken Sie vielleicht schon daran, Paris zu verlassen, wo Sie kaum angelangt sind?«

»Ja, mein Freund, ich werde abreisen.«

»Werden Sie eine weite Reise machen?«

René machte eine bejahende Geberde und murmelte, aber so leise, daß der Maler ihn nicht hören konnte:

»Ja — eine weite Reise — in eine unbekannte Welt — von wo man nicht zurückkehrt.«

»Verlange ich zu viel von Ihnen, mein lieber Marquis,« fuhr Doyen fort, »wenn ich Sie bitte, zuweilen an Ihren Maler zu denken?«

»Ich verspreche Ihnen, mein Freund, daß ich, so lange ich lebe, jeden Tag an Sie denken werde.«

»Ist es mir erlaubt zu hoffen, daß Sie heute ruhiger und weniger niedergebeugt, weniger verzweifelt von mir fortgehen als vorgestern?«

»Ich bin allerdings ruhiger, wie man es stets ist, wenn eine große Ungewißheit aufgehört und man einen unabänderlichen Entschluß gefaßt hat. Ich danke Ihnen für Ihr Interesse, für Ihre Güte, für Ihre Theilnahme. Sie waren mir ein Freund, jetzt sind Sie ein Bruder geworden. Und nun muß ich — wie schwer es mir auch ankommen möge — nochmals zu Ihnen sagen: Leben Sie wohl.«

»Nein, nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen.«

»Ja, auf Wiedersehen,« stammelte Herr von Rieux, »auf Wiedersehen!«

»Aber wann?«

»Das weiß Gott.«

»Die Schiffe des Königs segeln schnell — sie furchen den Ocean wie der Blitz die Wolken — lassen Sie mich glauben, daß Sie bald wiederkommen.«

»Bald!« wiederholte René; »ich hoffe es.«

Und leise setzte er hinzu:

»Niemals!«

Herr von Rieux irrte sich. — Er sollte Doyen wiedersehen und das Schicksal des Malers wollte, daß er in dem Leben des Edelmannes eine große Rolle spielte.

Der Marineoffizier drückte zum letzten Male die treue Hand des jungen Malers. Er verließ die Rue Plâtrière, mischte sich unter die Passanten der vielfach verschlungenen Gäßchen des volkreichen Stadttheils Pointe Saint-Eustache, ging die Quais entlang über die Seine, erstieg den Berg Sainte Geneviéve und blieb einige Augenblicke an dem Thor des Hotels Simeuse stehen.

Seine Knie zitterten unter der Wucht einer zermalmenden Gemüthsbewegung, sein Herz pochte heftig, seltsame Töne gleich dem Tosen der Brandung am Meeresstrande der Bretagne brausten in seinen Ohren.

Mit heldenmüthiger Anstrengung beherrschte er aber die Unruhe seiner Seele und die Schwächen seines Körpers.

Mit festem Schritt ging er über den Hof, indem er sein Gesicht hinter der Maske stoischer Unempfindlichkeit barg. Während ein Lakai der Herzogin seinen Besuch meldete, führte ihn ein anderer Diener in den kleinen Salon, den wir schon kennen und wo er früher neben Jane sitzend die schönsten Abende seines Lebens zugebracht hatte.

Hier erwachten die Erinnerungen an jene glücklichen Augenblicke mit solcher Gewalt und Bitterkeit in ihm, daß er abermals seine ganze Willenskraft aufbieten mußte, um nicht aus seinen Augen die Thränen dringen zu lassen, welche sein Herz nicht zurückzuhalten vermochte.

»Muth! Muth!« sagte er bei sich selbst; »die Stun-

den meiner Qualen sind nun gezählt. Heute Abend werde ich nicht mehr leiden.«

Der Herzog war nicht in seinem Hotel anwesend und sollte erst spät am Nachmittag nach Hause zurückkehren. Er erfüllte in diesem Augenblicke eine fromme Pflicht, indem er die Leiche des Marquis de la Tour-Landry, dessen Freund er gewesen, nach der Kirche und auf den Friedhof begleitete.

René hatte — wir haben vergessen es zu erwähnen — am Tage vorher der sterblichen Hülle des Grafen von Jussac eine gleiche Huldigung erwiesen.

Die Herzogin verließ, sobald sie erfuhr, daß Herr von Rieux sie erwartete, ihr Zimmer, kam eiligst herunter, öffnete die Thür des kleinen Salons, warf sich in René's Arme, küßte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter und stammelte durch ihre Thränen hindurch:

»Mein Sohn, mein lieber Sohn, da sind Sie endlich! Gott sei gepriesen, daß er Sie zu uns zurückführt! Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe, wie wir alle Sie lieben — wenn Sie wüßten, wie ich geweint habe, als ich jenen in einer schlaflosen, verzweiflungsvollen Nacht geschriebenen, herzzerreißenden Brief las. — Er hat mir das Herz gebrochen, dieser Brief, ich habe alle Ihre Leiden verstanden, ich habe sie getheilt und trotz Ihres Versprechens sagte ich bei mir selbst: Er wird nicht wiederkommen!«

»Sie sehen aber, daß ich wiedergekommen bin, Frau Herzogin,« antwortete René mit resignirtem Lächeln. »Ich kenne meine Pflichten zu gut, ich hege für den Herrn Herzog und für Sie eine zu tiefe und zu aufrichtige Zu-

neigung, als daß ich glauben könnte, ich hätte das Recht, mich, vielleicht auf immer, von Ihnen zu entfernen, ohne Abschied von Ihnen zu nehmen und ohne Ihnen noch einmal meine zärtlichste Ehrerbietung zu bezeigen.«

»Sie reisen also ab, mein Sohn? Sie reisen ab?«

»Was habe ich hier zu thun? Ich frage Sie, Frau Herzogin: Ist es mir auch nur erlaubt, ans Dableiben zu denken?«

Die Herzogin von Simeuse gestand sich, daß René Recht hatte. Sie gab jedoch keine Antwort auf seine letzte Frage, sondern sagte:

»Wann müssen Sie fort?«

»Noch heute — in einigen Stunden —«

»Wo gehen Sie hin?«

»Weit — sehr weit — das ist Alles, was ich weiß — ich entsage meinem Willen — ich überlasse mich den Händen des Zufalls — dieser allein wird mich einem unbekannten Ziele zuführen.«

»Sie haben viel gelitten, mein Sohn; Sie leiden noch jetzt grausam. Ihre Blässe, Ihre matten Züge beunruhigen und schrecken mich. Wenn Ihnen nun im Laufe einer langen Reise Ihre Kräfte untreu würden?«

René war, wie wir wissen, fest überzeugt, daß er noch vor dem Abend desselben Tages aufgehört haben würde zu leben.

Er antwortete:

»Ich bin stärker, als Sie glauben, Frau Herzogin. Ich werde das Ziel erreichen und vielleicht dann Ruhe finden.«

»O, möge Gott Ihr Gebet erhören!« rief die Her-

zogin. »Möge er Ihnen die Ruhe schenken, deren Sie so bedürfen, möge er Ihnen Frieden gewähren, möge er Sie vergessen lassen —«

»Warum nicht?« entgegnete Herr von Rieux mit unwillkürlicher Bitterkeit. »Mein Herz gleicht dem anderer Menschen und man behauptet, daß es hienieden keinen ewigen Schmerz gebe. Ohne Zweifel werde auch ich vergessen —«

Ein Augenblick des Schweigens folgte auf diese letzten Worte, eines Schweigens, welches peinlich und drückend war für die beiden Personen dieses Auftritts, den wir hier erzählen.

Die Herzogin brach dieses Schweigen.

»René!« rief sie mit bewegter Stimme, indem sie dem jungen Manne mit beinahe bittender Geberde die Hände entgegenstreckte, »verzeihen Sie mir — verzeihen Sie uns!«

»Was habe ich zu verzeihen, Frau Herzogin?« fragte Herr von Rieux, durch diesen plötzlichen Aufschrei, der sich der Seele entrang, überrascht und beunruhigt.

»René, wir haben sehr unrecht gehandelt,« fuhr die Herzogin fort, »aber ich schwöre Ihnen, daß wir nichts dafür können, und daß nur das Verhängniß die Schuld trägt. Ich schwöre Ihnen, daß wir, der Herzog und ich, unser Leben dafür hingeben würden, wenn wir Ihnen das Glück wieder schenken könnten, welches Sie verloren haben. Gott, der mich hört, ist mein Zeuge. Aber wir konnten unser Kind nicht vor unsern Augen sterben lassen! — René, René, mein Sohn, nicht wahr, Sie sehen ein, daß

dies unmöglich war? O sagen Sie mir, René, daß es unmöglich war!«

»Ja, unmöglich, arme Mutter — das ist wahr — ja, ich sehe es ein — ich habe es immer eingesehen. Erinnern Sie sich, daß ich mich freiwillig zu dem Opfer entschloß — vergessen Sie nicht, daß ich meine Einwilligung dazu gab.«

»Also haben Sie verziehen?«

»Ich würde es vom Grunde meines Herzens gethan haben, wenn Sie überhaupt der Verzeihung bedürften.«

»Und Sie werden von uns fortgehen, mein Sohn, ohne Groll gegen uns in Ihrem Herzen mitzunehmen?«

»Ich werde von Ihnen nur die Erinnerung an die beste, die edelste der Frauen und die Liebe eines Sohnes zu seiner Mutter mitnehmen.«

»Ist das wirklich wahr?«

»Ich versichere es Ihnen bei meiner Ehre, Frau Herzogin.«

»O René, Sie meinen Sohn zu nennen und Sie nie wieder zu verlassen, in Ihre Hände die Zukunft und das Glück alles Dessen zu legen, was ich liebe — dieser Traum war zu schön, um jemals in Erfüllung zu gehen — die Freuden des Himmels sind nicht von dieser Welt!«

Die Herzogin weinte, indem sie diese Worte sprach.

Herrn von Rieux gelang es nur mit großer Mühe, seine Rührung zu beherrschen, damit seine Thränen nicht flossen wie die der Herzogin.

»Liebe Mutter,« sagte er endlich, »da Sie mir erlauben, Ihnen diesen süßen Namen zu geben, — ich habe eine Bitte an Sie — ich wollte Sie um eine Gunst bitten.«

»Reden Sie, mein Sohn, und worin auch diese Bitte bestehen möge, so will ich sie erhören — von welcher Art die Gunst auch sei, so ist sie Ihnen im Voraus gewährt.«

»Ich sage nochmals, liebe Mutter, daß ich noch heute, in einigen Stunden und ohne Zweifel auf immer abreisen werde. Nun möchte ich, ehe ich dieses Haus verlasse, dessen Schwelle meine Füße nicht wieder überschreiten werden, ein letztes Lebewohl der Person sagen, welche ich niemals wiedersehen werde.«

»Was!« rief die Herzogin, in deren Zügen sich ein gewisser Grad von Schrecken malte. »Sie wollen Jane sehen?«

»Das ist der einzige, der letzte Wunsch, den es mir gegönnt ist, fortan zu fassen,« antwortete René. »Auf den Knien bitte ich Sie daher, mir als letzte Gunst eine Unterredung von wenigen Minuten mit Fräulein von Simeuse zu gestatten.«

»Werden Sie nicht auf diese Weise alle Wunden Ihres Herzens wieder aufreißen?«

»O seien Sie ohne Furcht, Madame. Diese Wunden sind ja noch nicht geschlossen. Uebrigens schwöre ich Ihnen, daß Fräulein von Simeuse während dieser kurzen Unterredung nichts Peinliches oder auch nur Trauriges zu fürchten haben wird. Keine Klage, kein Vorwurf soll über meine Lippen kommen. Ich werde mit ihr, die meine Braut war, weder von meiner zerschmetterten Liebe, noch von meinen vernichteten Hoffnungen sprechen, aber ich muß sie noch einmal sehen — ich muß. Ich habe ihr ein heiliges Vermächtniß anzuvertrauen — ich habe ihr Dinge zu offenbaren, die ich nur ihr sagen kann und die sie allein hören muß.«

Die Herzogin senkte das Haupt und dachte einen Augenblick lang tief nach. Aus dem Ausdruck ihres Gesichtes ging deutlich hervor, daß in ihrem Innern ein Kampf von widerstreitenden Gefühlen stattfand.

Endlich murmelte sie in dumpfem Tone und gleichsam widerstrebend:

»Ihr Wille geschehe, mein Sohn — bleiben Sie denn hier und warten Sie — ehe fünf Minuten vergehen, wird Jane in diesen Salon treten.«

Mit diesen Worten entfernte sich die Herzogin, gefoltert von einer Unruhe, die wir leicht begreifen, um Carmen, die Gitana, zu benachrichtigen, daß René von Rieux sie erwarte.

Achtes Capitel.

Carmen und René.

Carmen befand sich bei der Herzogin in dem Augenblick, wo ein Lakai dieser letztern die Ankunft des Herrn von Rieux im Hotel meldete.

Die Herzogin hatte die Abenteurerin, welche sie für ihre Tochter hielt, sofort verlassen, um sich in den kleinen Salon des Parterre zu dem jungen Manne zu begeben, den sie stets geliebt und den sie noch wie einen Sohn liebte.

Als die Gitana allein war, ward sie sehr unruhig. René's unerwarteter Besuch erweckte lebhafte Befürchtungen in ihr.

»Was will er hier?« fragte sie sich, »und was kann

er der Herzogin zu sagen haben? Es kommt mir vor, als wäre die Gegenwart dieses Mannes eine Gefahr für mich. Zum Glück werde ich ihn nicht sehen, denn wie groß auch meine Kühnheit ist, so glaube ich doch nicht, daß ich im Stande wäre, ihm gegenüber nicht aus der Rolle zu fallen, die ich spiele und welche mich zu Boden drückt. — Indessen, die Zeit vergeht — die Stunde nahet, wo ich diese Maske aller Stunden und aller Minuten abwerfen kann, aber wie schnell diese Stunde auch kommen möge, so wird sie immer noch zu lange auf sich warten lassen, denn meine Kraft ist zu Ende.«

Carmen sprach die Wahrheit. Diese fortwährende Verstellung, diese ununterbrochene Heuchelei, diese nichtswürdige Komödie, welche keine Zwischenacte hatte, diese stets neu erwachende Furcht, sich durch ein unüberlegtes Wort zu verrathen, diese Nothwendigkeit, tausendmal täglich die Beweise einer mütterlichen Zärtlichkeit zu empfangen, welche ihr nicht galten und dieselben durch Ergüsse einer erlogenen Zuneigung zu beantworten — alles dies zusammengenommen machte eine zu schwere Bürde, unter deren Last die ehemalige Tänzerin, die Verurtheilte von Nantes, zu schwanken und zu taumeln begann.

Mochte sie sich unablässig beobachten und ihre Stimme, ihre Geberden und ihre Blicke überwachen, wie sie wollte so trat doch immer ein Moment ein, wo einige Secunden lang ihre Wachsamkeit ihr untreu ward, wo ihre kindlichen Liebkosungen kälter wurden, ohne daß sie es bemerkte, wo ihr Lächeln einen seltsamen Ausdruck annahm, wo ihre Sprache aufhörte, die zu sein, an welche Jane von Simeuse ihre Mutter gewöhnt hatte.

Schon mehr als einmal hatte Carmen bemerkt, daß die Augen der Herzogin mit einem unbestimmten Erstaunen auf sie geheftet waren — nicht als ob die Herzogin Argwohn gehegt hätte — (diesen konnte sie nicht hegen), wohl aber fragte sie sich im Stillen nach der Ursache der geheimnißvollen Veränderungen, welche ihr mütterliches Herz beunruhigten und ob das Lebenselixir ihr die Tochter auch wirklich ganz wiedergegeben habe.

Die Gitana errieth mit ihrer lebhaften, lichtvollen Intelligenz instinctartig, was wir so eben mit wenigen Worten erklärt haben, und noch viele andere Dinge, deren Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde. — Dann verdoppelte sie, wie eine große Schauspielerin, die durch einen Augenblick des Vergessens, durch eine vorübergehende Zerstreutheit vor den Augen des Publicums gelähmt worden, ihre Anstrengungen und ihr Talent, um das Versehen wieder gut zu machen, um die Illusion wieder zu erwecken und um ihre Verkörperung in der Tochter des Herzogs von Simense von Neuem vollständig und tadellos zu machen.

Es gelang ihr auch, aber, wir wiederholen es, diese unaufhörliche Aufgabe drückte sie zu Boden — die fortwährende Aufregung entnervte sie und bereitete ihr grausame Qualen.

Ein weiter blauer Ring zog sich um ihre Augen und ihr Gesicht ward bleicher als das Jane's gewesen war, als dieselbe von den brennenden Wachskerzen umgeben in ihrem Sarge lag.

Zum Glück für die Gitana nahte diese Aufgabe ihrem Ende — dieser Zwang sollte nicht lange mehr dauern.

Der Tag der Vermälung war, wie wir wissen, festgesetzt, und dieser Tag war nicht mehr fern. Sobald aber Carmen die Baronin von Kerjean geworden war, sollte sie das Hotel Simeuse verlassen, um bei ihrem Gatten zu wohnen und die Beziehungen zwischen ihr und der Familie, deren Namen und Zärtlichkeit sie sich angemaßt, wurden dann von der Art, daß die Gefahren und Anstrengungen einer Komödie, die nur mit der Existenz des Herzogs und der Herzogin vollständig aufhören konnte, beinahe beseitigt wurden.

Dies sagte Carmen bei sich selbst, um sich wieder zu ermuthigen und zu kräftigen, während zwischen der Herzogin und René von Rieux die Unterredung stattfand, welche wir im Verlaufe des vorigen Capitels mitgetheilt haben.

Die Minuten vergingen und die Gitana begann zu finden, daß diese Unterredung ein wenig lang dauere.

Endlich trat die Herzogin wieder in das Zimmer, wo Carmen sie mit Ungeduld erwartete.

Der Ausdruck der Züge der Herzogin verrieth deutlich die ganze Aufregung ihres Gemüths.

Carmen erschrak über diesen Ausdruck, der ihr nichts Gutes zu bedeuten schien.

»Liebe Mutter,« rief sie, »was ist denn zwischen Dir und Herrn von Rieux vorgegangen?«

»Es ist nichts vorgegangen, mein Kind, wenigstens nichts, was nicht natürlich und vorherzusehen gewesen wäre.«

»Aber Du hast geweint, liebe Mutter; deine Augen sind roth und geschwollen.«

»Ja, ich habe geweint, das ist wahr. — René leidet. — Die Wunde seines Herzens ist so groß und schmerzhaft, daß ich, indem ich ihre Tiefe ermaß, die Thränen nicht zurückhalten konnte.«

»Ich beklage dies von ganzer Seele, aber Du weißt, liebe Mutter, daß ich diese Wunde nicht heilen kann.«

»Wenigstens aber kannst Du den Mann, der dein Bräutigam und dieses Namens auch in jeder Beziehung würdig war, in gewissem Grade trösten.«

»Ich könnte ihn trösten, sagst Du?«

»Dies hängt von Dir ab.«

»Wie so?«

»René reist heute ab, meine Tochter — in wenigen Stunden wird er Paris — in einigen Tagen Frankreich verlassen haben.«

»Welchen andern Entschluß könnte er auch fassen? — Billigst Du denselben nicht, liebe Mutter? Herr von Rieux ist Marineoffizier und sein Platz am Bord eines königlichen Schiffes.«

»Du hast Recht, mein Kind, er muß in der That fort — aber wenn Du es willst, liebe Jane, wird er weniger in Verzweiflung fortgehen.«

»Noch einmal, was soll ich thun?«

»René die Gunst gewähren, um welche er auf den Knien bittet.«

»Und diese Gunst?« murmelte Carmen von unklarem Schrecken schaudernd.

»Erräthst Du es nicht?«

»Nein,« antwortete die Gitana, welche dennoch im Voraus wußte, was die Herzogin ihr sagen wollte.

Die Herzogin hob wieder an:

»Es ist eine letzte Unterredung, die er verlangt, eine Unterredung von wenigen Minuten mit Dir.«

»Ha, das fürchtete ich!« rief Carmen mit unwillkürlicher Heftigkeit; »meine Ahnungen verwirklichen sich, aber diese Unterredung wird nicht stattfinden!«

»Warum nicht, meine Tochter?«

»Weil sie für uns Beide eben so überflüssig als peinlich wäre. Herr von Rieux kann mir nichts zu sagen haben und ich habe nichts von ihm zu hören, ich mag ihn nicht sehen — ich weigere mich, ihn anzuhören!«

»Jane, liebe Jane,« stammelte die Herzogin, »empfindest Du denn jetzt Haß gegen den unglücklichen René?«

»Nein, ich hasse ihn nicht, liebe Mutter, das schwöre ich — aber ich liebe ihn auch nicht.«

»Ohne Zweifel willst Du sagen, daß Du ihn nicht mehr liebst.«

»Ich befrage mein Herz und mein Herz antwortet mir, daß ich ihn niemals geliebt habe.«

»Dein Herz täuscht Dich, mein Kind, und dein Gedächtniß ist untreu. Ich entsinne mich eines Tages, wo ich, indem ich von René sprach, Dich fragte: Weißt Du auch gewiß, daß Du deinen Bräutigam liebst — daß Du ihn mehr liebst als Alles auf der Welt? — und wo Du mir antwortetest: »Mehr als Alles auf der Welt nicht wohl, aber eben so sehr, und sicherlich hundertmal mehr als mein Leben, und wenn ich das Weib eines Andern werden oder sterben müßte, so würde ich ohne Zögern den Tod wählen.« — René ist nicht so vergeßlich wie Du, denn er liebt Dich immer noch, obschon er keine Hoffnung mehr hat.«

»Willst Du denn, liebe Mutter, daß ich ihn von seiner Liebe mit mir sprechen lasse? Dazu habe ich weder den Willen noch das Recht, denn ich bin jetzt die Braut des Baron von Kerjean.«

»Weißt Du, daß man, wenn man Dich hört, glauben sollte, Du kenntest René nicht,« entgegnete die Herzogin mit Wärme. »Hast Du denn mit deiner Liebe auch zugleich alle Erinnerung an dieses edle, biedere Gemüth verloren? — Ach, sei ohne Furcht, Jane, der Marquis von Rieux wird in Dir die Braut des Barons von Kerjean eben so zu achten wissen, wie er seine eigene Braut achtete. Er wird kein Wort sprechen, welches er nicht das Recht hätte, Dir zu sagen, und welches Du nicht das Recht hättest, anzuhören.«

»Ich glaube es, liebe Mutter, ich bezweifle es nicht, aber was soll das nützen?«

»René will, wie er sagt, ein wichtiges Vermächtniß in deine Hände niederlegen.«

»Was für ein Vermächtniß?«

»Das weiß ich nicht, und ich glaubte auch nicht, ihn in dieser Beziehung befragen zu dürfen.«

»Wohlan, so möge er es Dir übergeben, liebe Mutter.«

»Jane, Du bist ohne Mitleid für René. — Du bist grausam.«

»Was willst Du? Es ist Schwäche, es ist Thorheit — ich gebe es zu — aber schon der Gedanke, Herrn von Rieux vor mir zu sehen, erfüllt mich mit Furcht und Entsetzen. Im Namen des Himmels, meine Mutter, bitte und beschwöre ich Dich, rette mich vor dieser Unterredung.«

»Ich wollte, ich könnte es, mein Kind — ja, ich wollte es.«

»Dann ist es also unmöglich, meine Mutter?«

»Ja, es ist unmöglich. René erwartet Dich und ich habe es ihm versprochen.«

»Nimm dein Versprechen zurück.«

»Es wäre dies das zweite Mal, Jane, daß ich René gegenüber um deinetwillen meinem Worte untreu würde und eine so üble That würde ich ganz gewiß nicht begehen — ganz gewiß werde ich nicht in deinem Namen einen neuen und brennenden Schmerz, eine unverdiente und blutige Beleidigung einem Edelmanne, einem Freunde, einem Verwandten zufügen, der unserer ganzen Zuneigung, unserer ganzen Achtung würdig ist und der ohne zu zögern sein Leben für uns lassen würde. — Also Muth, liebe Jane. Hast Du jene beinahe heldenmüthige Festigkeit verloren, die ich früher an Dir bewunderte? — Bist Du nicht mehr die Tochter der Simense?«

Carmen sah ein, daß jeder Widerstand vergeblich sei, daß sie vergebens gegen den Entschluß der Herzogin kämpfen würde, mit einem Worte, daß sie nachgeben müsse und daß nichts auf der Welt — um uns ihrer eigenen Worte zu bedienen — sie vor dieser Unterredung retten könnte.

Sie faßte sofort ihren Entschluß.

»Im Grunde genommen,« sagte sie bei sich selbst, indem sie einen raschen Blick auf die Vergangenheit warf, »ist es nicht das erste Mal, daß ich einer schwierigen und gefährlichen Situation gegenüberstehe — Heute kenne ich

die Gefahr — ich werde auf meiner Hut sein und siegreich aus dem Kampfe hervorgehen.«

Dann setzte sie laut hinzu:

»Ich gehorche Dir, meine Mutter. Wo erwartet mich Herr von Rienz?«

»Unten im kleinen Salon, mein Kind.«

»Ich werde mich sofort zu ihm begeben.«

»Umarme mich vorher.«

»O, wie gern, meine gute Mutter.«

Die Herzogin schloß Carmen zärtlich in ihre Arme und murmelte ihr dabei ins Ohr:

»Sei gut und mitleidig mit ihm, meine Tochter. — Bedenke, daß er unglücklich ist, daß er um deinetwillen leidet und deshalb schenke ihm die innigste Theilnahme.«

Carmen antwortete durch ein Zeichen mit dem Kopfe, welches einer vollständigen Zustimmung gleichkam, und verließ die Herzogin, um sich zu Herrn von Rienz zu begeben.

Unterwegs fragte sie sich:

»Was wird er zu mir sagen? Was werde ich ihm antworten und worin besteht das Vermächtniß, von welchem die Herzogin spricht und welches er nur mir übergeben will?«

Natürlich blieben diese Fragen ohne Antwort.

An der Thür des kleinen Salons angelangt, mußte Carmen einen Augenblick stehen bleiben. Sie fühlte sich nicht vollständig genug Herrin ihrer selbst und fürchtete, daß die Verstörtheit ihrer Züge ihre innere Aufregung verrathen könne.

Aber beinahe sofort fand sie ihre Selbstbeherrschung

wieder — panzerte sich gewissermaßen an Geist und Körper, öffnete die Thür und trat über die Schwelle.

Ihre Stellung war in diesem Augenblicke ebenso wie die des Barons von Kerjean, als er am Tage vorher in seiner Wohnung auf dem Quai Saint-Paul sich anschickte, Herrn von Rieux gegenüber zu treten.

Als René seine geliebte Jane von Simeuse oder wenigstens die Person, welcher Niemand — Luc und Perine ausgenommen — diesen Namen streitig machen konnte, eintreten sah, fühlte er die erkünstelte Kraft entschwinden, die ihn bis diesen Augenblick aufrecht gehalten hatte.

Das ganze Blut seiner Adern strömte mit furchtbarer Heftigkeit nach dem Herzen zurück — sein bleiches Antlitz ward fahl — er taumelte und mußte einen Stützpunkt suchen und sich mit beiden Händen an die vergoldete Lehne des Sessels halten, welcher ihm am nächsten stand.

Diejenigen unserer Leser, welche Carmen, die Gitana, vom ersten Beginn der Erzählung an begleitet haben, wo wir sie die Bühne betreten lassen, wissen, daß dieses verführerische, dämonische Wesen weder durch die Triebe des Lasters, noch durch jene widerwärtige und bestialische Grausamkeit, welche den charakteristischen Zug gewisser ungeheurer Ausnahmsnaturen bildet, auf verhängnißvolle Weise zum Verbrechen getrieben ward.

Nur ein einziger Beweggrund hatte Carmen bewogen, die schändliche Bahn zu betreten, die wir sie haben wandeln sehen.

Dieser Beweggrund war ein ungemessener Ehrgeiz,

ein unerhörter, wahnsinniger, unersättlicher Durst nach Größe, Macht, Ansehen und Reichthum.

Die Folgen dieses riesigen Ehrgeizes waren gewesen, daß dadurch das Herz der Gitana in Erz verwandelt, daß es härter und unempfindlicher als Stahl und Diamant gemacht worden war, aber blos den Personen gegenüber, welche ihren Plänen und Absichten im Wege zu stehen schienen. Hätte Carmen, um ihr Ziel zu erreichen, über die Leichen von hundert Schlachtopfern hinwegsteigen, oder ein Meer von Blut durchschwimmen müssen, so würde sie weder gezögert haben, noch davor zurückgetreten sein.

Vielleicht aber hätte sie später, wenn sie endlich das lange Ersehnte erreicht, den von ihr hingewürgten Opfern einige Thränen nicht verweigert — vielleicht hätte sie beim Waschen der blutigen Hände vor Entsetzen geschaudert.

Sie war nämlich nicht blos eine Ehrgeizige, sondern auch Weib.

Carmen kannte, wie unsere Leser wissen, René noch nicht und sah ihn in diesem Augenblick zum ersten Mal.

Sie ward betroffen von der edlen und rührenden Schönheit seines durch Unruhe, Schlaflosigkeit und Thränen verheerten Antlitzes. Sie ward gerührt von dem gleichzeitig so tiefen und so resignirten Kummer, welcher jedem seiner Züge sein unauslöschliches Gepräge aufgedrückt hatte.

Ihr Marmorherz erweichte auf einige Secunden in dem Augenblick, wo Herr von Rieux, welcher unter ihrem Blick ächzte und zitterte, hinfälliger zu sein schien als ein von einer Degenspitze oder einer Pistolenkugel tödtlich mitten in die Brust Getroffener.

»Dahin also führt die wahre Liebe!« sagte die Gi-

tane bei sich mit bitterer Begier: »Ha, Jane von Simeuse ward wirklich geliebt!«

Und in ihrer blitzschnell die Vergangenheit durchfliegenden Erinnerung tauchten drei Bilder auf — das Tancreds von Rajac, das Oliviers Levaillant und das des Marquis Georg von Grancey. Ganz gewiß hatten weder Tancred, noch Olivier, noch Georg für sie diese verzehrende, diese furchtbare Liebe empfunden, deren Beute und Märtyrer René von Rieux war.

Carmen runzelte ihre schwarzen Augenbrauen, aber beinahe sofort umspielte ein triumphirendes Lächeln ihre Lippen. Sie hatte begriffen, daß diese Liebe, die so grenzenlos war wie der unermeßliche Weltraum, diese Liebe, die zu allen Opfern und zu jeder Selbstverläugnung bereit war, diese beneidete Liebe, ihr ebensogut galt wie Jane von Simeuse, da sie ja das lebende Ebenbild derjenigen war, welche René anbetete.

»Wenn er mir zuerst begegnet wäre,« murmelte die Gitana, »so würde er mich allein geliebt haben. Die andere ist todt und folglich bin eigentlich ich es, die er gegenwärtig liebt.«

Dies genügte, um Carmens Stolz wieder zu beruhigen. Die Abenteurerin fragte sich nicht einmal, ob ihr Herz jemals im Einklang mit diesem edlen Herzen geschlagen hätte, ob sie für die ritterliche Liebe des Edelmannes ihm eine aufrichtige und rechtschaffene Gegenliebe hätte schenken können. Sie dachte an weiter nichts mehr als daran, die schwierige Rolle, die sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit vorgezeichnet, gut zu spielen.

»René,« sagte sie in langsamem, ernsten Tone, in-

dem sie sich dem Edelmann näherte, vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die von Ihnen verlangte Unterredung nicht stattgefunden hätte — ich glaubte es wenigstens. Sie haben anders entschieden. Sie haben meine Gegenwart gewünscht — hier bin ich. Was haben Sie mir zu sagen, mein Freund? Sprechen Sie — ich höre Sie — und ich hoffe, Sie werden nicht an der innigen Theilnahme zweifeln, mit welcher ich Ihre Worte aufnehmen werde.«

Carmen's' Stimme, die so vollkommen der Jane's gleich, äußerte auf Herrn von Rieux die Wirkung eines elektrischen Schlages und entriß ihn mit einem Mal dem Zustand absoluter Vernichtung, in welche die Erscheinung der jungen Dame ihn versetzt hatte.

Letztere war in einer Entfernung von zwei Schritten von ihm stehen geblieben.

»Jane,« murmelte er, »Sie reichen mir nicht einmal Ihre Hand.«

»Da ist sie, René,« antwortete Carmen ohne Zögern. »Es ist die einer ergebenen Freundin, einer Schwester. Sie können sie dreist drücken, mein Bruder!«

»Ihr Bruder!« wiederholte Herr von Rieux, indem er die schöne Hand, die ihm dargeboten worden, wieder fallen ließ, »Es ist wahr — ich bin nichts als Ihr Bruder.«

»René,« fragte die Gitana in beinahe liebkosendem Tone; »nicht wahr, Sie sind es zufrieden, daß ich Ihre Schwester sei?«

Herr von Rieux schwieg und schlug die Augen nieder. Er fühlte in sich weder den Muth, nein, noch den Willen, ja zu antworten.

»Mein Freund,« hob Carmen wieder an, »meine

Mutter, der Sie Ihre Pläne anvertraut haben, hat mir von Ihrer bevorstehenden Abreise gesagt.«

»Ha!« rief René, »was liegt Ihnen an dieser Abreise? Alles, was mich betrifft, ist Ihnen ja gleichgiltig — Alles, was mich berührt, ist Ihnen ja verhaßt.«

»Sie irren sich, mein Freund, und Sie sind ungerecht gegen mich,« entgegnete die Gitana. »Wäre es mir wohl möglich gewesen, die Familienbande zu vergessen, welche uns vereinigen, auf immer die Jugenderinnerungen zu verlieren, welche uns aneinanderknüpfen? — Nein, René, Sie sind mir durchaus nicht gleichgiltig, das schwöre ich Ihnen, und überall, wohin die Geschicke Ihres hohen Berufes Sie führen, werden meine Wünsche und meine Gedanken Ihnen folgen.«

»Jane, wenn ich stürbe, würden Sie dann wohl auch nur eine Thräne für mich haben?«

»Wenn Sie stürben, René, würde ich Ihnen nicht eine Thräne, sondern alle Thränen meines Herzens und meiner Augen widmen. Zum Glück,« setzte die Gitana lächelnd hinzu, »stehen Sie in dem Alter, wo das Leben seine ganze Kraft besitzt, und ich prophezeie Ihnen eine lange und ruhmreiche Zukunft.«

»Eine Zukunft von wie viel Stunden?« fragte sich Herr von Rieux bei sich selbst.

Dann nach kurzem Schweigen hob er wieder an:

»Von welcher Art mein Schicksal auch sein möge, so scheide ich doch jedenfalls. Ohne Zweifel spreche und sehe ich Sie in diesem Augenblick zum letzten Male und meine Pflicht ist, Ihnen Gegenstände von unschätzbarem Werthe, die ich nicht mehr behalten darf, zurückzugeben.«

Von welchen Gegenständen sprach René?

Carmen wußte es nicht.

Sie wartete.

»Erstens diesen Brief,« fuhr Herr von Rieux fort, indem er der jungen Dame ein Papier überreichte, dessen Schrift er durch die Küsse und Thränen, womit er es bedeckt, undeutlich gemacht hatte, — »diesen Brief, den einzigen, den Sie mir jemals geschrieben — diesen Brief, in welchem Sie, an Ihren nahebevorstehenden Tod glaubend, mir sagten: »Sie, dem ich mein Herz gegeben — Sie, dem ich im Begriff stand, mein Leben zu schenken, kommen Sie, um meinen letzten Hauch und meinen letzten Gedanken zu empfangen!« Wie hat sich seit diesem Tage doch Alles geändert! Sie stehen hier, lebendig und stark. Sie haben mir Ihr Herz genommen und Sie stehen im Begriff, Ihr Leben einem Andern zu schenken — Sie sehen wohl, daß es mir nicht erlaubt ist, diesen Brief zu behalten — ich gebe Ihnen daher denselben zurück — nehmen Sie ihn wieder.«

Indem René diese letzten Worte sprach, war er nicht mehr Herr seiner Gemüthsbewegung — Thränen entströmten seinen Augen und lautes Schluchzen erstickte seine Stimme.

Carmen ergriff das Papier, welches er ihr darreichte, und ohne auch nur die Augen darauf zu werfen, näherte sie sich dem Camine und ließ es in die Flammen fallen, welche es augenblicklich verzehrten.

Die Gitana kehrte zu René zurück.

»Muth, mein Freund,« sagte sie zu ihm, indem sie eine Rührung heuchelte, welche sie weit entfernt war zu

empfinden und sich ihre trockenen Augen wischte, »im Namen des Himmels: Muth! Muth!«

»Ich werde dessen haben, um zu sterben,« stammelte Herr von Rieux, »aber um zu leben habe ich keinen.«

Seine Thränen flossen schneller, sein Schluchzen verdoppelte sich. Dennoch hob er nach Verlauf von einigen Minuten wieder an:

»Dieser Brief, den die Flammen so eben vernichtet, rief in mir Erinnerungen zurück, die mir gleichzeitig theuer und schmerzlich sein müssen — aber es gibt auch noch einen andern Gegenstand, Jane, der tausendmal kostbarer ist, denn dieser zauberte nur strahlende Visionen von Glück und Hoffnung vor mir auf. Ich muß mich auch von diesem trennen. Haben Sie meine Freude, meinen Taumel, meine Trunkenheit in jener hundertmal gesegneten Stunde vergessen, wo Sie mir vor den Augen Ihrer Mutter dieses kostbare Geschenk zustellten, welches ein sicheres Unterpfand der Zukunft zu sein schien? Haben Sie die Worte vergessen, welche Sie dabei aussprachen und welche den unermeßlichen Werth dieses Geschenkes noch erhöhten? Jane, Sie müssen sich dessen erinnern — Jane, ich beschwöre Sie, antworten Sie mir — haben Sie es vergessen?«

Zum ersten Mal seit dem Beginn der Unterredung fühlte Carmen eine tiefe Unruhe.

René berief sich auf ihre Erinnerungen — er sprach von unbekannten Thatsachen, welche sie durchaus nicht errathen konnte — er führte sie mitten in das Dunkel einer Vergangenheit hinein, die sie nicht kannte.

Wie sollte sie die Antwort umgehen und wie sollte sie

es vermeiden, sich durch irgend eine unvorsichtige Antwort zu compromittiren?

Die Situation war schwierig — der schlimme Schritt gefährlich zu thun.

Dennoch ward die Verschlagenheit der Gitana ihr nicht untreu und gab ihr ein geschicktes Mittel an die Hand, um sich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen, in welcher sie sich befand.

»Ich beschwöre Sie, antworten Sie mir! Jane, erinnern Sie sich dessen noch?« wiederholte Herr von Rieux mit bittender Stimme.

Carmen wußte ihrem so beweglichen Gesicht einen gewissen Ausdruck von kalter, stolzer Würde zu geben. Sie schlug die langen Wimpern über die großen Augen herab und antwortete mit strenger Festigkeit:

»Begreifen Sie denn nicht, René, daß ich mich dessen nicht erinnern will?«

»Das ist wahr!« stammelte Herr von Rieux mit düsterer Entmuthigung. »Sie wollen nicht, Sie haben Recht — ich muß es begreifen. — Die Vergangenheit existirt für Sie nicht mehr; Sie zwingen Ihr Gedächtniß zum Vergessen und reißen aus dem Buche Ihres Lebens alle Seiten, auf welchen mein Name steht. Nehmen Sie dieses Etui zurück, Jane. Sie finden darin das Medaillon, welches Sie mir einst gaben. Wer nicht mehr das Herz besitzt, hat auch nicht mehr das Recht, das Bild zu behalten.«

Carmen ergriff das kleine Sammetetui, wie sie den Brief ergriffen hatte; anstatt es aber ins Feuer zu werfen, ließ sie den Deckel aufspringen und betrachtete lange und

aufmerksam das Porträt Jane's von Simeuse — das ihrige.

Dieses Bildniß war, wie wir wissen, kein anderes als die Copie, welche Doyen am Tage zuvor für Herrn von Rieux gefertigt.

So lange als diese Besichtigung dauerte, waren René's Blicke fest auf die junge Dame geheftet und verriethen Angst und Furcht.

Er zitterte nämlich, daß Jane seine List entdecke, die Wahrheit erriethe und plötzlich ausriefe:

»Vergebens suchen Sie mich zu täuschen — es ist noch ein anderes Bildniß vorhanden. Das Original dieser Copie befindet sich noch in Ihren Händen. Dieses Porträt will ich zurück haben — geben Sie es mir wieder. Ich will es — ich fordere es!«

Diese Furcht schwand erst dann, als Carmen, nachdem sie das Etui wieder geschlossen, es in dem unverletzlichen Heiligthum ihres Mieders hatte verschwinden lassen.

»Jane,« murmelte René, »nun bleibt mir nichts mehr von Ihnen übrig — Sie müssen zufrieden sein.«

»Mein Freund,« antwortete die Gitana, »Sie haben rechtschaffen gehandelt. Von Grund meines Herzens danke ich Ihnen für ein nothwendiges Opfer, welches meine Achtung und Zuneigung für Sie noch erhöht. Es schmerzt mich, Sie leiden zu sehen, aber wenn die Pflicht gebietet, so ist es diese allein, welcher wir Gehör geben müssen.«

Dann als ob ihr daran läge, einer Unterredung, die ihr schon unendlich lang erschienen, ein Ende zu machen, setzte sie hinzu:

»Meine Mutter sagte mir von einem Vermächtniß.

welches Sie nur mir anzuvertrauen wünschen — ich bin bereit, es zu empfangen.«

»Hier ist dieses Vermächtniß,« antwortete René.

Gleichzeitig überreichte er der Gitana ein großes mit seinem Wappen dreifach versiegeltes Couvert.

Carmen nahm es ihm aus den Händen und warf zerstreut die Augen darauf.

»Aber,« sagte sie, nachdem sie es angesehen, »auf diesem Couvert steht kein Name.«

»Es könnte nur ein einziger darauf stehen — der Ihrige.«

»Das, was es enthält, ist also für mich bestimmt?«

»Ja.«

»Darf ich dieses Siegel erbrechen?«

»Sie dürfen es, aber jetzt nicht.«

»Wann denn?«

»Ehe Sie meine Antwort empfangen, Jane, erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten.«

»Thun Sie es.«

René's Lippen bewegten sich, brachten aber keinen deutlichen Laut hervor. Der junge Mann ward leichenblaß, seine Züge verzerrten sich und kaum konnte er nach mehreren Secunden eines heftigen Kampfes mit sich selbst die Worte stammeln:

»Ist — der Tag — der Vermälung bestimmt?«

Carmen heftete auf Herrn von Rieux einen Blick, welcher von Erstaunen und Mißtrauen erfüllt war. Sie beruhigte sich nur einigermaßen, als sie den Zustand von kraft- und muthloser Verzweiflung sah, in welchem sich der

unglückliche René befand. Nichtsdestoweniger hielt sie es für klug, ihm keinen ganz genauen Aufschluß zu geben.

»Ja,« antwortete sie »der Tag ist bestimmt.«

»Und wann ist dieser Tag?«

»Morgen über acht Tage.«

Carmen log, indem sie dies sagte. Nur vier Tage sollten noch bis zur Feier der Hochzeit verstreichen.

»Dann,« hob René in festerem Tone wieder an, »dann zerreißen Sie dieses Couvert; in drei Tagen lesen Sie die Papiere, welche es enthält, und möge Gott in seiner Barmherzigkeit einen Strahl des Lichtes in die Finsterniß werfen, welche Sie umgibt. Möge er von Ihnen jede Gefahr entfernen. Darum bitte ich ihn innigst und vom Grund meiner Seele.«

Carmen stutzte. Herr von Rieux wußte oder errieth etwas — es war unmöglich, daran zu zweifeln.

»René,« rief sie, »ein geheimnißvoller Sinn birgt sich hinter Ihren Worten. Was wollen Sie mir dadurch zu verstehen geben? Was für eine Finsterniß ist es, die mich umgibt? — Von welcher Art sind die Gefahren, welche Sie Gott bitten, von mir zu entfernen?«

»Jane,« murmelte René, »fragen Sie mich nicht — ich könnte Ihnen nicht antworten.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie gegenwärtig Denen gleichen, von welchen die heilige Schrift spricht: Sie haben Augen, um nicht zu sehen, und Ohren, um nicht zu hören. Sie würden mir nicht glauben wollen.«

»Aber was Sie mir nicht sagen wollen, haben Sie wohl geschrieben?«

»Ja.«

»Dann werde ich in diesem Couvert die Auflösung dieses seltsamen Räthsels finden?«

»René machte eine bejahende Geberde.

»Warum aber, frage ich nochmals,« fuhr die Gitana fort, »glauben Sie, daß ich in drei Tagen etwas für wahr halten werde, was ich mich heute weigern sollte dafür zu halten?«

»Auch dies wird Ihnen der Brief sagen,« entgegnete Herr von Rieux, »und den Brief werden Sie lesen, wann es Zeit sein wird.«

»Wenn ich Sie nun aber bäte, zu sprechen, René?«

»Dies wäre vergeblich,« murmelte er. »Ich würde selbst Ihrer Bitte widerstehen.«

»Wohlan,« hob die Gitana an, indem sie ihm einen tiefen, forschenden Blick zuwarf, um die Gefühle zu ergründen, welche sie sich ohne Zweifel in seinem Gesicht malen sah, »ich werde mich nach dem, was Sie mir nicht sagen wollen, bei dem Baron von Kerjean erkundigen und er wird mir antworten, denn er muß wissen, was Sie mir verbergen.«

»Jane,« rief Herr von Rieux mit Festigkeit, fast mit Zorn, »im Namen des Himmels, im Namen Ihrer Mutter, im Namen Ihres eigenen Heils, sagen Sie diesem Manne kein Wort hiervon! Er darf nicht wissen, daß diese Papiere sich in Ihren Händen befinden, er darf es nicht einmal muthmaßen, denn sonst ist Alles verloren! So wahr ich an Gott glaube, er würde vor nichts zurückbeben, um sich dieser Papiere zu bemächtigen. Er würde ohne zu

zögern, wenn es sein müßte, dieses Haus in Brand stecken, um sie zu vernichten!«

Nun wußte Carmen genug. Sie besaß von nun an die Gewißheit, daß der Brief eine furchtbare Anklage gegen Luc von Kerjean enthielt. Herr von Rieux war also nicht mehr blos störend, sondern er ward auch gefährlich.

»Wir werden uns die Sache überlegen,« dachte die Gitana.

Dann setzte sie lauter, im sanftesten und überredendsten Tone hinzu:

»René, mein Freund, mein Bruder, beruhigen Sie sich — ich beschwöre Sie — Ihr Wille soll geschehen; aller Welt, ja selbst meiner Mutter, wenn Sie es verlangen, werde ich verschweigen, was soeben zwischen uns vorgegangen ist, und in drei Tagen, weder eher noch später, werde ich dieses Couvert zerreißen und lesen, was Sie geschrieben haben.«

»Versprechen Sie mir dies, Jane?« fragte René mit einer Regung von Freude.

»Ich verspreche es Ihnen und Sie wissen wohl, daß eine Simeuse ihrem Versprechen niemals untreu wird.«

»Ich glaube Ihnen, Jane, ich glaube Ihnen, und ich danke Ihnen vom Grund meines Herzens für diese guten Worte. — In Folge des Versprechens, welches Sie mir soeben gegeben, scheide ich ruhiger und sage Ihnen mit weniger verzweifeltem Herzen Lebewohl.«

»Auf Wiedersehen, müssen Sie sagen, mein Bruder, und nicht Lebewohl,« entgegnete die Gitana.

»Nein, ich sage Ihnen Lebewohl, Jane — Lebewohl

auf immer,« wiederholte René. »Wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder.«

»Ich rechne darauf,« dachte Carmen.

Einen Augenblick später verließ Herr von Rieux den kleinen Salon und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, aus dem Hotel hinaus, dessen Schwelle er an diesem Tage zum letzten Male überschritten zu haben glaubte.

»Wohlan,« murmelte er, indem er sich entfernte, »wenn Gott erlaubt, daß mein Tod zu ihrer Rettung diene, so sterbe ich gern.«

Er sah auf seine Uhr.

Es war gerade um Zwei.

Man wird sich erinnern, daß er um drei Uhr den Baron von Kerjean an der Ecke der Rue d'Enfer und der Rue Tombe-Issoire, folglich in sehr kurzer Entfernung von der Stelle, wo er sich jetzt befand, treffen sollte.

Es galt demnach, eine Stunde hinzubringen.

René begann deshalb langsam in den engen Gassen dieses Stadttheils umherzuirren, indem er die Richtung nach der Seite des Luxembourg nahm.

Lassen wir ihn mit gesenkten Augen dahingehen und sich in seine Erinnerungen versenken, welche seiner Seele die strahlenden Spiegelgebilde, die bezaubernden Hoffnungen früherer Tage zeigen. Ueberlassen wir ihn sich selbst, um ihn bald anderwärts wieder aufzusuchen, und kehren wir jetzt zu Carmen zurück.

Kaum hatte Herr von Rieux die Thür des kleinen Salons hinter sich geschlossen, so seufzte die junge Dame aus erleichtertem Herzen auf, als ob ihr eine nur mit Ungeduld getragene schwere Bürde abgenommen wäre.

Sie lenkte ihre Schritte nach einem der Fenster, welche auf den Ehrenhof gingen, sah René diesen Hof durchschreiten, das Hauptthor passiren und in der Rue des Fossés Saint-Victor verschwinden.

»Endlich ist es aus!« sagte sie dann mit tiefer Befriedigung zu sich selbst. »Ich glaube, daß ich meine Rolle gut gespielt und mir keine Unklugheit vorzuwerfen habe. Der arme junge Mann! Wie er leidet — wider meinen Willen interessire ich mich für ihn — wider meinen Willen beklage ich ihn und würde ihm nichts Uebles wünschen, wenn er nicht eine Gefahr und ein Hinderniß für mich wäre. Ha, wenn ich wirklich Jane von Simeuse wäre! Ich fühle, daß ich ihn geliebt haben würde! Aber ich bin Carmen, die Gitana, und René kann für mich nur ein Feind sein. Dieser Brief wird mir ohne Zweifel einen neuen Beweis davon liefern.«

Gleichzeitig erbrach Carmen die Siegel des Couverts, welches ihr durch Herrn von Rieux übergeben worden und welches sein Testament und den an Jane gerichteten Brief enthielt.

In dem Augenblick, wo sie die ersten Zeilen überflog, öffnete sich eine Thür und der Baron von Kerjean trat, ohne wie gewöhnlich durch einen Diener angemeldet worden zu sein, in den kleinen Salon.

Carmen machte eine Bewegung, um auf ihn zuzueilen. Luc legte schweigend den Finger an den Mund und gebot durch diese Geberde seiner Mitschuldigen, vorsichtig zu sein.

Herr von Kerjean kam jeden Tag in das Hotel, bei seinen Unterredungen mit Carmen aber waren stets der

Herzog oder die Herzogin, oft auch alle beide gegenwärtig, was jede vertrauliche Mittheilung unmöglich machte.

Die Gitana war daher von keinem der Ereignisse unterrichtet, welche in der letzten Zeit so rasch auf einander gefolgt waren. Sie wußte nichts von dem Tode des Grafen von Jussac, von dem des Marquis de la Tour-Landry und von dem Gewitter, welches drohend einen Augenblick lang über Luc's Haupte gestanden hatte.

Heute hatte Kerjean aus Gründen, die uns bekannt sind, seinen täglichen Besuch eher als gewöhnlich zu machen gewünscht und bei dem Eintritt in das Hotel Simeuse erfahren, daß Herr von Rieux sich bei der Herzogin befand.

Bei dieser Nachricht hatte er gefühlt, wie ihn ein Schauer überrieselte. Dennoch hatte er Kaltblütigkeit genug bewahrt, um zu dem Lakai, der ihm diese Auskunft gab, zu sagen:

»Störet die Frau Herzogin nicht, mein Freund. Es sollte mir leid thun, ihre Unterredung mit dem Marquis von Rieux zu unterbrechen. Ich werde in dem großen Salon das Ende dieser Unterredung abwarten.«

Die von der bevorstehenden Heirat unterrichteten Diener betrachteten Herrn von Kerjean schon als den künftigen Herrn des Hauses und gehorchten ihm demgemäß.

Der Kammerdiener zog sich daher zurück, ohne sich auch nur eine Bemerkung zu erlauben.

Luc näherte sich, als er sich allein sah, von verzehrender Neugier getrieben, der Thür, hob den Thürvorhang und horchte. Die ersten Worte, welche deutlich bis zu ihm drangen, bewiesen ihm, daß Carmen mit René sprach, aber nicht die Herzogin. Er verdoppelte seine Auf-

merksamkeit und verlor von der ganzen Conversation, die wir mitgetheilt haben, kein Wort.

Als er merkte, daß die Unterredung ihrem Ende entgegenging und daß Herr von Rieux sich nun entfernen würde, verließ Kerjean seinen Beobachtungs- oder vielmehr Horcherposten, zog sich in die tiefe Brüstung eines der Fenster zurück und ließ den Vorhang von ostindischer Seide, dessen schwere Falten ihn vollständig verbargen, hinter sich herabfallen.

René schritt durch den Saal, ohne zu ahnen, daß der Mann, welchen er aus so vielen Gründen haßte und verachtete, so nahe bei ihm war.

Kerjean wollte, indem er, ohne es zu wissen, Carmens Beispiel folgte, seinen Feind das Hotel verlassen und zu dem Ehrenhofe hinausgehen sehen.

Sobald René verschwunden war, verließ Kerjean die Fensterbrüstung, welche ihm als Versteck gedient, öffnete die Thür des kleinen Salons und sah sich, wie wir schon oben bemerkten, in Gegenwart der Gitana.

»Geben Sie rasch her,« sagte er leise zu der letzteren, indem er auf den Brief zeigte, den sie in der Hand hielt und welchen sie ihm auf der Stelle einhändigte.

Zwei oder drei Minuten genügten dem Baron, um diesen Brief von der ersten bis zur letzten Zeile zu lesen und während er las, umspielte ein seltsames Lächeln seine Lippen.

»In der That,« murmelte er laut genug, um von Carmen gehört zu werden, »dieser Mensch ist ein furchtbarer Feind. Sein Blick durchdringt die Finsterniß, und

*

was er nicht weiß, das erräth er. Wenn irgend Jemand auf der Welt mich schrecken könnte, so wäre sicherlich er es.«

»Was ist es denn?« frug Carmen.

»Sehen Sie selbst, theure Jane,« antwortete der Baron, indem er ihr den Brief zurückgab, welchen sie begierig durchflog.

In demselben Maße aber, wie sie weiter las, ward sie bleich und ihr Gesicht verrieth Furcht und Schrecken.

»Ha!« stammelte sie, als sie fertig war, »wie sehr hatte ich Grund, eine unermeßliche Gefahr vorherzusehen! Die Gefahr war nahe. Um 's Himmels willen, was ist an diesen Beschuldigungen wahr, Kerjean?«

»Alles,« antwortete der Baron lakonisch.

»Also die Herren von Jussac und de la Tour-Landry?«

»Bedrohten uns beide. Perine und ich, wir haben dieses Doppelhinderniß in einem einzigen Tage über den Haufen geworfen.«

»Auf geschickte Weise, nicht wahr? Geheimnißvoll? Ohne Zeugen?«

»Können Sie das bezweifeln?«

»Aber woher weiß es dann Herr von Rieux?«

»Ich sage Ihnen nochmals, theure Freundin, er weiß nichts, aber er erräth. — Kein Polizeibeamter, keiner der schlauesten Spürhunde des Herrn von Sartine könnte in diesem Augenblicke an Scharfsinn mit ihm wetteifern. Und warum? — Ganz einfach deshalb, weil er liebt und seinen Nebenbuhler verderben will. Das ist seltsam, nicht wahr? Das ist sonderbar!«

»Aber es ist auch furchterregend!« rief Carmen. »Ich

weiß nicht, welcher Instinct mir zuruft, daß René uns ins Verderben stürzen wird.«

»Ihr Instinct weiß nicht, was er sagt. Ehe eine Stunde vergeht, wird der Herr Marquis von Rieux, weit entfernt, daran zu denken, Jemanden ins Verderben stürzen zu wollen, die größte Mühe haben, sich selbst zu retten — das schwöre ich Ihnen.«

»Das ist wahr — ich entsinne mich. Sie wollen sich mit ihm schlagen.«

»Er sagt es in diesem Brief und er fügt sogar, wie Sie sehen, hinzu, daß er unfehlbar getödtet werden wird. Es beweist dies — unter uns gesagt — daß dieser interessante junge Mann ein Prophet ersten Ranges ist. Erinnert er Sie nicht an Jeremias, welcher ruft: »Wehe mir?«

»Der Ausgang eines Duells bleibt aber immer zweifelhaft.«

»Bei mir nicht, liebe Jane, das versichere ich Ihnen. Uebrigens gehöre ich zu denen, welche nichts dem Zufall überlassen, selbst dann nicht, wenn der Zufall sich nicht gegen sie erklären zu wollen scheint. Ich weiß, daß Fortuna in ihrer Eigenschaft als Weib gern veränderlich und trügerisch ist und deshalb habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen.«

»Ha!« murmelte Carmen mit fragendem Blick. »Sie haben Ihrerseits alle Zufälligkeiten bedacht?«

»Ja wohl,« antwortete der Baron. »So ist's. Nichts darf Sie daher abhalten, meine theure Braut, sobald es auf dieser Uhr halb vier schlägt, ein inbrünstiges Gebet für die Seelenruhe des weiland Marquis René von Rieux zu



sprechen, der unglücklicherweise in der Blüthe seiner Jahre im Zweikampf getödtet worden.«

Die Gitana versuchte über diesen teuflischen Spott zu lächeln, wir müssen aber zu ihrem Lobe hinzufügen, daß die Kraft und der Muth dazu ihr fehlten.

»Was soll ich damit beginnen?« fragte sie, indem sie René's Brief in den Händen zerknitterte.

»Wir müssen diesen gefährlichen Wisch aufs Schnellste verbrennen und unsern guten Stern segnen, der ihm nicht erlaubt hat, in die Hände des Herzogs oder der Herzogin zu fallen, was sehr unheilvoll gewesen wäre.«

»Und das Testament?«

»Wenn wir wüßten, was es enthält, so könnte man es ohne weitere Umstände an seine Adresse bestellen, aber wir wissen nicht, ob es nicht auch irgend eine posthume Denunciation enthält. Demzufolge verdamme ich es zum Feuertode — die Erben des Marquis von Rieux mögen sich arrangiren, wie sie können. Wir machen vielleicht ein großes Unrecht wieder gut und vertreten hienieden die Stelle der Vorsehung. Verbrennen Sie es daher, meine liebe Jane, verbrennen Sie es.«

Carmen gehorchte dem Befehle des Barons und warf das Testament in die Flammen, wie sie schon den Brief hineingeworfen hatte.

Kaum war das Couvert, auf welchem der Name des Herzogs von Simeuse stand, in Asche verwandelt, als die Herzogin eintrat.

Sie schien durch die Gegenwart des Barons, von dessen Ankunft sie nichts wußte, ein wenig überrascht zu werden. Dennoch empfing sie ihn mit ihrem gewöhnlichen

Wohlwollen, dann nahm sie Carmen beiseite und sagte leise zu ihr:

»Und René?«

»Ist fort, meine Mutter.«

»Getröstet?«

»Wenigstens erleichtert.«

»Ohne dem Baron begegnet zu sein?«

»Ja, Dank sei dem Himmel!«

»Beharrt er bei seiner Absicht, unverweilt abzureisen?«

»Allerdings! Ich habe ihm nicht verschwiegen, daß ich diesen Entschluß von ganzer Seele billige.«

»Der arme René! Gott geleite ihn!«

»Wir werden für ihn beten, meine Mutter.«

»Hat er Dir das Vermächtniß anvertraut, von welchem er sprach?«

»Dieses angebliche Vermächtniß war, glaube ich, blos ein Vorwand, dessen er sich bediente, um mich zu bestimmen, ihm die Unterredung zu gewähren, die er wünschte. Es ist im Laufe unserer Unterredung nicht einmal erwähnt worden.«

In Kerjean's Beisein konnte die Herzogin nicht wohl Carmen länger ausfragen.

Sie näherte sich daher diesem Letzteren. Die Conversation ward allgemein, war aber übrigens kurz, denn die Stunde des Stelldichein nahte und der Baron besaß zu viel feine Lebensart, um auch nur eine Minute auf sich warten zu lassen.

Seinen Gegner in einen fluchwürdigen Hinterhalt locken — ihn auf arglistige Weise umbringen — dies war für Herrn von Kerjean etwas ganz Einfaches und Er-

laubtes. Aber ihn warten lassen — o nimmermehr! Schon der Gedanke an einen solchen Verstoß gegen die gute Sitte schien dem Baron unzulässig.

Demzufolge nahm er Abschied. Die Herzogin lud ihn dringend ein, denselben Abend zum Familiensouper zu kommen. Er nahm diese Einladung mit anscheinend großer Freude und Dankbarkeit an, küßte der Herzogin ehrerbietig und Carmen zärtlich die Hand, während er der Gitana zugleich leise zuflüsterte:

»Heute Abend werde ich Ihnen erzählen, was geschehen ist.«

Dann ging er zu seinen Pferden, welche Malo auf dem Hofe am Zügel hielt, schwang sich in den Sattel und ritt im Trabe in die Straße hinein, welche ihn in geradester Richtung nach der Rue d'Enfer führte.

Neuntes Capitel.

Die Rue Tombe-Isoire.

Es schlug gerade drei Uhr, als der Baron von Kerjean an der Ecke der Rue Tombe-Isoire vom Pferde stieg und den Zügel desselben seinem Diener zuwarf.

René von Rieux befand sich schon seit einigen Minuten an dem verabredeten Orte.

Die beiden Männer begrüßten einander.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr Marquis,« sagte Kerjean, »ich bitte tausendmal um Ver-

zeihung, wenn ich Sie habe warten lassen, — aber ich glaubte nicht, mit verspätigt zu haben.«

»Sie sind ja vollkommen pünktlich, Herr Baron,« entgegnete René. »Ich bin ein wenig zu früh gekommen.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung,« hob Luc wieder an, »und erwarte Ihre Befehle.«

»Zeigen Sie mir den Weg, mein Herr — ich bin bereit, Ihnen zu folgen.«

Kerjean setzte sich in Bewegung, indem er höflicherweise Herrn von Rieux auf der erhöhten Seite des Pflasters gehen ließ.

Die Rue Tombe-Issoire war zu jener Zeit weit weniger eine Straße als vielmehr ein beinahe stets leerer Communicationsweg, der zwischen umfangreichen Gärten und großen, wüstliegenden Plätzen hinführte. Kaum konnte man seiner ganzen Länge nach drei oder vier Häuser zählen und diese vier Häuser oder vielmehr diese Hütten schienen obendrein unbewohnt zu sein, denn ihre Thüren blieben Tag und Nacht geschlossen und kein neugieriges Frauen- oder Kindergesicht zeigte sich hinter den kleinen schmierigen Scheiben der schmalen und unregelmäßigen Fenster, wenn das Geräusch eines Trittes sich hören ließ.

Luc und René gingen ungefähr hundert und fünfzig bis zweihundert Schritte an einer ziemlich hohen Mauer hin, die schlecht unterhalten und deren oberer Rand mit einem dichten Gestrüpp von durch den Winter ausgetrockneten Schmarotzerpflanzen bedeckt war.

Luc blieb vor einer kleinen wurmstichigen Thür stehen, welche in dieser Mauer angebracht war und vor Alter in ihren halb locker gewordenen Angeln wackelte.

»Wir sind zur Stelle, Herr Marquis,« sagte er.

Gleichzeitig stieß er die Thür auf, welche keinen Widerstand entgegensetzte, und trat auf die Seite, um Herrn von Rieux zuerst in die Einhegung treten zu lassen.

Kerjean folgte dem Marquis, schloß die Thür und schob einen zu mehr als zwei Dritttheilen vom Rost zernagten, aber immer noch festen Riegel vor, welcher tief in den Stein eingreifend, jeden von außen kommenden Versuch, die Thür zu öffnen, vergeblich machen mußte.

Hierauf rief der Baron in natürlichem und beinahe heiterem Tone:

»Sie sehen, mein Herr Marquis, daß ich die Vorzüge des Ortes, wo wir uns befinden, und seine vollkommene Bequemlichkeit unter den Umständen, welche uns hier zusammenführen, nicht übertrieben habe. Ist es nicht ein reizender Ort, der ausdrücklich für die Edelleute geschaffen zu sein scheint, welche ein ernster oder eitler Beweggrund veranlaßt, einander die Kehle abzuschneiden? — Keine Localität in der ganzen Umgebung von Paris — und Gott weiß, daß ich sie alle kenne — scheint mir dieselben Vorzüge in demselben Grade zu vereinigen. Ist das nicht auch Ihre Meinung, Herr Marquis?«

»Ja wohl, vollkommen,« antwortete René, auf dessen Lippen der wirkliche oder erheuchelte Enthusiasmus des Barons ein unwillkürliches Lächeln hervorrief.

Uebrigens war es auch in der That unmöglich zu läugnen, daß der Ort glücklich gewählt war.

Man denke sich ein großes längliches Viereck, wo Bäume, die vor fünfzig oder sechzig Jahren aufs Gerathewohl hin hier gesäet worden zu sein schienen, in aller

Freiheit wuchsen. — Die Mehrzahl dieser Bäume gehörte den harzigen Gattungen an, welche im Winter ihr düsteres Nadellaub behalten. Es waren Tannen, Fichten und Kiefern. Hier und da sah man auch entblätterte Eichen und Linden gleich riesigen Gerippen, die ihre langen, entfleischten Arme gen Himmel streckten.

Zu ihren Füßen wuchsen Stechpalmen und Cypressengebüsche. Ein einförmiger Mantel von Epheu überkleidete das Innere der Mauern.

Von einer Strecke zur andern, aber in sehr unregelmäßigen Zwischenräumen, boten sich Lichtungen dem Blicke dar und schienen ausdrücklich zu dem Zwecke angebracht, um der Entwicklung einer Begegnung mit gewaffneter Hand zum Schauplatze zu dienen.

Das Geräusch der Tritte erstickte auf dem Boden, der beinahe überall mit einer dichten Schicht jener röthlichbraunen Nadeln bedeckt war, welche von den Tannen herabfallen.

In dem Augenblick, wo die beiden Männer eintraten, flog vor ihnen eine Schaar Raben mit unheimlichem Gekrächze auf und begann über der Einhegung zu kreisen.

Der Himmel war grau und umwölkt. Die ihrem Untergange nahe Wintersonne versteckte sich hinter großen schieferfarbenen Wolken. Ihre Scheibe zeigte sich am Horizont wie ein runder Flecken von schmutzigem Weiß und ihre erloschenen Strahlen verbreiteten nur einen zweifelhaften, gruftähnlichen Schimmer auf der Erde.

Es dauerte nicht lange, so erfuhr René unwillkürlich den Eindruck der unheimlichen Gegenstände, die ihn umgaben.

»Ein echtes Begräbnißwetter!« sagte er bei sich selbst. »Die Natur trägt Trauer um mich.«

Der Baron von Kerjean, der ohne Zweifel die so eben beschriebene Oertlichkeit schon längst genau kannte, war weder düster noch niedergeschlagen und sein Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck von inniger Zufriedenheit. Er schien weniger einem mörderischen Zweikampf als einer heitern Lustpartie entgegenzugehen.

Mit raschem Schritt durchmaß er zwei Drittheile der Einhegung, deren geringste Umwege er ganz genau kannte, und blieb erst stehen, als er die größte der Lichtungen erreicht hatte, deren Vorhandensein wir vorhin erwähnten. Dieser fünfundzwanzig bis dreißig Schritte lange und zehn oder zwölf Schritte breite freie Raum hatte eine so vollkommen richtige ovale Form, als ob die Hand eines geschickten Zeichners seine Umrisse entworfen hätte.

Eine dreifache Reihe von hohen Tannen umgab ihn wie eine riesige Mauer. An einem der äußersten Enden stand eine ungeheure Eiche. Hinter dieser Eiche bildeten ein Dutzend Cypressen, die ihre beinahe schwarzen Zweige in einander verflochten, ein undurchdringliches Dickicht.

Luc blieb stehen.

»Mein Herr Marquis,« sagte er, indem er seine Blicke um die Lichtung herumschweifen ließ, »ich glaube, eine bessere Stelle könnten wir nicht finden. Was denken Sie?«

»Ganz genau das, was Sie selbst denken, Herr Baron.«

»Dann wäre es nicht nöthig, weiter zu suchen?«

»Durchaus nicht.«

»Der Boden ist elastisch und weich,« hob Kerjean wieder an, »keine Kiesel, kein Moos — nichts was den Fuß ausgleiten machen und einen Fall herbeiführen könnte. Ueberdies kein Sonnenstrahl — Raum zum Attaquiren und auch zum Retiriren. Dieser Platz ist ein wahres Kleinod, und Sie werden mir ohne Mühe glauben, Herr Marquis, wenn ich Ihnen versichere, daß ich mich hier schon dreimal mit dem lebhaftesten Vergnügen geschlagen habe.«

»Dreimal!« wiederholte René nicht ohne einen Anflug von Erstaunen.

»Nicht mehr und nicht weniger, Herr Marquis.«

»Und Ihre Gegner?«

Kerjean stieß einen tiefen Seufzer aus und nahm eine zerknirschte Miene an.

»Meine Gegner,« murmelte er hierauf, »waren gute und wackere Edelleute, welche den Degen gut zu führen verstanden — sie thaten ihr Möglichstes — ich that dasselbe. Gott sei ihrer Seele gnädig — wir haben uns wechselseitig nichts vorzuwerfen.«

»Wollen Sie damit sagen,« rief der Marineoffizier, »daß Sie alle drei getödtet haben?«

»Ach leider, Herr Marquis, habe ich eine unglückliche Hand. Was wollen Sie sagen? Jeder für sich — ich verfehle aber nicht, jedes Jahr für eine runde Summe in der Metropolitankirche von Notre=Dame eine gewisse Anzahl Seelenmessen lesen zu lassen. Wenn ich das Unglück haben sollte, Sie zu tödten, Herr Marquis, so können Sie mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich auch mit Bezug auf Sie mich dieser Pflicht gewissenhaft entledigen würde.«

»Ich entbinde Sie von dieser frommen Verpflichtung, Herr Baron,« entgegnete René mit schlecht verhehlter Verachtung.

Kerjean verneigte sich, ohne zu antworten.

»Ist es Ihnen recht, wenn wir beginnen?« setzte Herr von Rieux hinzu.

»Augenblicklich, mein Herr Marquis.«

Kerjean warf ein langes, dünnes Packet, welches sich in einem Futteral von geschmeidigem Leder befand, auf den Boden. Dann nahm er seinen Mantel ab und hing ihn an den untersten Zweig einer Tanne.

Herr von Rieux that seinerseits dasselbe.

Die strenge Kälte gestattete nicht, sich auch, der Gewohnheit gemäß, des Rockes und der Weste zu entledigen, welche die Bewegungen weniger frei und weniger sicher machten und für die Brust eine Art Panzer abgeben.

Die beiden Gegner zogen die Degen aus der Scheide und maßen dieselben. Der Zufall wollte, daß beide genau von derselben Länge und Stärke waren.

»Das trifft sich ja wunderschön,« sagte der Baron, indem er auf das lange schmale Packet zeigte. »Ich hatte aber den Fall vorgesehen, daß dem nicht so wäre und deshalb zwei ganz gleiche Degen mitgebracht. Wir können dieselben immer noch gebrauchen, wenn vielleicht eine unserer Waffen zerbräche.«

René machte eine Geberde der Zustimmung.

»Mein Herr Marquis,« hob Luc wieder an, »haben Sie die Güte, Ihren Platz zu wählen.«

»Ich bleibe, wo ich bin,« entgegnete der Marineoffizier, der sich ganz natürlich dem Baron gegenüber, das

heißt unter die große Eiche und einige Schritte von dem Cypressendickicht entfernt gestellt hatte.

Kerjean hatte sich auf sehr geschickte Weise, indem er selbst die entgegengesetzte Position einnahm, so gestellt, daß es gar nicht anders kommen konnte. Wir werden bald erfahren, warum.

Gerade in diesem Augenblicke setzten sich drei oder vier der Raben, welche die Ankunft der beiden Männer in die Flucht gejagt, auf den höchsten Ast des alten Baumes, welcher die Cypressen überragte. Man hätte meinen sollen, daß diese Unglücksvögel neugierig wären, zu sehen, wie der beginnende Kampf ausfallen würde.

»Sie wittern den Tod!« murmelte René; »Sie errathen, daß sie bald einen Cadaver zu zerhacken haben werden.«

Beinahe gleichzeitig aber stießen die Raben ein heiseres Gekrächze aus, dessen Modulationen Schrecken und Furcht verriethen, und flogen eiligst davon. — Ganz gewiß hatte ein unvorhergesehener, plötzlich von ihnen entdeckter Gegenstand ihren Schrecken verursacht und sie zur schnellen Flucht bewogen.

Herr von Rieux hatte nicht einmal Zeit, sich zu fragen, was für ein Gegenstand dies sein könne, denn schon fiel der Baron von Kerjean aus und hielt ihm das Eisen entgegen.

René legte sich sofort ebenfalls aus und die beiden Klingen berührten sich.

Anfangs war es ein geduldiges Spiel, ein bloßes Tasten und Fintenmachen. Die beiden Gegner, welche vollkommene Kaltblütigkeit besaßen, wollten sich prüfen und

gewissermaßen sich in Bezug auf ihre wechselseitige Stärke Maß nehmen. Sie gaben sich keine Blöße und versuchten keinen jener kecken und gefährlichen Stöße, die für den, welcher sie führt, oft eben so tödtlich sind, wie für den, der sie empfängt.

Kaum hörte man es, wenn die stählernen Klingen sich berührten, und dennoch bewies schon die so ruhige und so kluge Weise, auf welche der Kampf begann, die Geschicklichkeit, Uebung und Bravour der Gegner und verkündete, daß der Kampf ein langer und schrecklicher sein werde.

Es dauerte nicht lange, so ward das Gefecht lebhafter. Luc und René waren von ziemlich gleicher Stärke, das heißt, sie waren beide Fechter ersten Ranges, dennoch aber glich das Spiel des Barons dem des Marquis in keiner Beziehung.

Kerjean focht mit sehr niedriger Hand und kaum entwickeltem Arme. Er spaltete sich viel und oft und sein kühn auf die Hüften gestützter Oberkörper bog sich kräftig vor und rückwärts. Sein gleichzeitig geschmeidiges, bewegliches und doch wie Stahl widerstehendes Handgelenk, die Raschheit und Richtigkeit seines Blickes, der durchbohrend war wie der des Adlers, machte ihn zu einem furchtbaren Fechter, einem jener Menschen, deren Waffe gleich dem Blitze öfter tödtet als verwundet.

Herr von Rieux schien Kerjean's Klinge gegenüber so unbefangen und ruhig zu sein, als ob er den harmlosen Knopf eines Florets vor den Augen hätte. Es war augenscheinlich, daß er sich mäßigte. Er erwartete den Angriff seines Gegners und war zum Pariren eben so bereit wie zum Gegenstoß.

Seit einigen Augenblicken, seitdem er seinen Degen unter den wiederholten Stößen von Kerjean's Degen zittern fühlte, war René nicht mehr zu erkennen. Seine Blicke drückten nicht mehr die düstere Entmuthigung aus, welche der Glaube an ein unabwendbares Geschick zur Folge hat; seine Augen funkelten — das lebhafte, reine Blut der feurigen Jugend röthete wieder seine bleichen Wangen, ein Lächeln ohne Bitterkeit hob seine Oberlippe.

Der Grund hiervon lag darin, daß in dem Augenblicke, wo Herr von Rieux begriffen hatte, daß seine Kraft und Gewandtheit die Partie zwischen ihm und dem Baron gleich machte, die Hoffnung plötzlich wieder in seine Seele eingezogen war, aus welcher die Verzweiflung sie seit so vielen Tagen verbannt hatte.

»Gott ist und bleibt gerecht,« sagte er bei sich selbst, »und dies hier ist ein Gottesurtheil. Ich habe das Leben dieses Menschen in meinen Händen, eben so, wie er das meinige in den seinigen. Einer von uns Beiden wird fallen. Warum sollte ich es sein? — Wenn der Himmel sich für die gute Sache erklärt, wenn ich meinen Nebenbuhler tödte, so zerbreche ich mit demselben Stoße das Hinderniß, welches mich von Jane trennt. — Ich züchtige diesen mit Verbrechen bedeckten Elenden und meine Braut kehrt zu mir zurück. — Ha, nun will ich leben, ich will leben und ich will es dem Baron von Kerjean beweisen.«

So dachte René und seine düsteren Ahnungen entflohen vor dem Hauche der wieder erwachenden Hoffnung, wie soeben die auf der alten Eiche sitzenden Raben entflohen waren.

Luc verdoppelte mittlerweile seine Anstrengungen; er

hatte auf einen leichten Sieg gerechnet und ward nun wüthend, daß er sich geirrt.

Der steigende Zorn färbte seine Backenknochen purpurroth, der Schweiß rieselte ihm in dicken Tropfen von der Stirn — sein keuchender Athem verrieth das heftige Klopfen seines Herzens.

René deckte sich, treu dem gefaßten Entschlusse, die Kräfte des Barons sich erschöpfen zu lassen, mit seinem Degen wie mit einer eisernen Mauer und parirte spielend die gefährlichsten Attaquen.

Ein dumpfer Fluch entschlüpfte den Lippen des Barons.

»Mein Herr Baron,« fragte ihn René in spöttischem Tone, »sind Sie vielleicht schon müde?«

Kerjean antwortete blos durch eine Reihenfolge von geraden Stößen, die er mit blitzschnellem Ungestüm führte. Aber stets fand die Spitze seiner Waffe die Waffe des Marineoffiziers vor sich, wie einen undurchdringlichen Schild.

René lächelte.

Plötzlich stutzte er.

Ein unerklärliches Geräusch ließ sich hinter ihm in dem Cypressendickicht hören. Er drehte halb den Kopf herum. Die düsteren Zweige bewegten sich, aber man sah Niemanden.

René's Bewegung dauerte nur den zehnten Theil einer Secunde. Das war aber schon genug, um ihn zu spät zur Parade kommen zu lassen und Kerjean's Degen ritzte ihm ein wenig den Arm über dem Handgelenk.

Diese Wunde war unbedeutend und konnte den Kampf nicht unterbrechen. Bei dem Anblick des fließenden Blutes

aber stieß Herr von Rieux einen Schrei des Zornes aus und hörte, alle Klugheit vergessend, auf, sich zu vertheidigen, um mit wahnsinniger Hitze die Offensive zu ergreifen.

Nun ward der Zweikampf ein prachtvolles Schauspiel.

René schlug sich auf seltsame und furchtbare Weise, bald auf die Seite springend, so, daß sein Gegner die Stellung wechseln mußte — bald niederkauernd und nach italienischer Weise Kerjean's Klinge unterlaufend, so daß er ihn zweimal in die Schulter traf.

Luc besaß nicht mehr Kraft und Geschmeidigkeit genug, um sich gegen diese unerwarteten, ungestümen, unwiderstehlichen Angriffe zu vertheidigen. Sein Leben schwebte in ernster Gefahr. Er sah es — er fühlte es. Von einer Secunde zur andern konnte der Degen des Marquis den Weg nach seiner Brust finden und ihm das Herz durchbohren.

Er war leichenblaß geworden — an seinen Mundwinkeln kamen Flocken von weißem Schaum zum Vorschein.

René's Waffe flog wie der Blitz und zog ihre tödtlichen Ringe immer enger. Der entscheidende Augenblick war nahe, der Ausgang des Gottesurtheils schien nicht mehr zweifelhaft zu sein.

Plötzlich gellte ein lauter Pfiff von den zitternden Lippen des Barons.

Dieser Pfiff war ein Signal.

Das Cypressendickicht ward durch eine rasche Bewegung getheilt. Zwei darin versteckt gewesene Männer kamen mit hochgeschwungenen Degen daraus hervorgesprungen und durchstachen Herrn von René gleichzeitig von hinten, wäh-

rend Kerjean sich wiederum, diesmal ohne Gefahr, auf ihn stürzte und ihn mitten in die Brust stieß.

Der Degen entsank René's Händen.

»Feigling,« rief er mit erlöschender Stimme; »Meuchelmörder! Meuchelmörder!«

Ein Blutstrom quoll ihm aus dem Mund und zwang ihn zu schweigen.

Er sank erst auf ein Knie, dann mit dem ganzen Körper rückwärts nieder — mit dem Gesichte gen Himmel gekehrt.

Er hörte die Worte:

»Er ist todt!«

Er sah, wie Morales und Coquelicot sich mit ihren teuflischen, fratzenhaften Gesichtern über ihn neigten.

Dann hörte er auf zu sehen und zu hören . . .
. . . .

Zehntes Capitel.

Ein Geheimniß.

»Ha, Caramba!« rief Morales, sich immer noch über René's Körper beugend, »drei Degenstiche für einen einzigen Mann. Das heißt nach meiner Ansicht die Sache großartig betreiben.«

»Ich habe gewissenhaft gearbeitet,« murmelte Coquelicot, »und hoffe auch so bezahlt zu werden.«

»Wissen Sie, Baron,« hob der Gitano, welcher bei

Luc vollständig wieder zu Gnaden angenommen worden zu sein schien, wieder an, »wissen Sie, daß es die höchste Zeit war, Ihnen zu Hilfe zu kommen? Der junge Mann schlug sich wie ein eingefleischter Teufel. Es war ein Vergnügen, seine Klinge fliegen zu sehen wie ein Irrlicht — wohlverstanden, ein Vergnügen für uns, denn Ihnen, Herr Baron, schien nicht ganz wohl zu Muthe zu sein und ich glaube, wenn Sie nur noch eine halbe Minute länger gewartet hätten, so wäre Ihr Pfiff zu spät gekommen. Caramba! Dieser Todte da war ein gefährlicher Gegner! — Ich werde ihn in meinen Gebeten Unserer lieben Frau von Attocha, sowie dem großen Heiligen Jago von Compostella, meinem hochverehrten Schutzpatron, empfehlen.«

»Und daran werden Sie sehr wohl thun, Sennor Don Gusman,« antwortete Luc lächelnd. »Besser als von Ihnen könnte er nicht empfohlen werden. Ich meinerseits habe ihm ebenfalls Messen versprochen, und obschon er durch diese Gutwilligkeit nicht sonderlich gerührt zu werden schien; so werde ich doch nichtsdestoweniger mein Versprechen halten.«

»In diesem Falle,« sagte Morales mit gesammelter Miene und salbungsvoller Physiognomie, »haben wir hier eine Christenseele vor uns, die geraden Weges in's Paradies eingeht und, wenn sie sich nicht einer schwarzen, verdammlichen Undankbarkeit schuldig machen will, nicht verfehlen kann, uns von oben herab zu segnen.«

»Das steht außer allem Zweifel,« entgegnete Luc. »Lassen wir indessen jetzt die Seele und beschäftigen wir uns mit dem Körper.«

„Soll er denn nicht hier liegen bleiben, der arme Körper?“ fragte der Gitano.

„Nein, zum Teufel!“

„Was sollen wir denn damit machen?“

„Wir wollen ihn verschwinden lassen.“

„Aber auf welche Weise denn? Wie mir scheint, haben wir hier keines der Werkzeuge, deren man bedarf, um ein Grab zu graben.“

„Sie werden es sogleich sehen, Sennor Don Gusman. Wickeln Sie den Leichnam in seinen Mantel und fassen Sie ihn an den Schultern, während Coquelicot ihn bei den Füßen aufheben wird.“

„Es ist geschehen.“

„Nun so folgt mir.“

Der Baron ging den beiden Männern voran, welche den entseelten Körper trugen, der ganz bedeckt mit dem Blute war, welches noch fortwährend aus drei tiefen Wunden floß, von welchen ohne Zweifel schon die kleinste tödtlich gewesen wäre.

Der Baron lenkte seine Schritte nach dem Theile der Einhegung, welche von der kleinen nach der Rue Tombe-Issoire herausführenden Thür am weitesten entfernt war.

Hier, beinahe in dem Winkel, der durch das Zusammenstoßen der Umfassungsmauern gebildet ward, befand sich eine Grube, deren kreisrunde Mündung, welche in gleicher Ebene mit dem Boden und von keinerlei Geländer oder sonstiger Vermachung umgeben war, zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser halten konnte.

Was die Tiefe dieser Grube betraf, so war es un-

möglich, dieselbe zu ermitteln, selbst wenn man sich über die Mündung bog, denn ein dichtes Netz von Epheu, Flechten und kräftigem Gestrüpp wuchs ringsherum aus den Spalten des verfallenen Mauerwerks, welches die innere Auskleidung bildete, und zog sich wie ein dunkelgrüner Vorhang zwischen die Blicke des Hineinschauenden und den Boden der Grube.

Am Rande derselben blieb Kerjean stehen. Morales folgte ihm dicht auf dem Fuße.

»Was zum Teufel ist das?« fragte der Gitano.

»Eine ausgetrocknete Cisterne,« antwortete der Baron.

»Und da sollen wir wohl die Leiche hineinwerfen?«

»Eben deswegen habe ich Euch hierher geführt.«

»Caramba! Das ist gut ausgesonnen, wissen Sie, und der selige junge Herr könnte nicht bequemer und ungestörter liegen als an diesem einsamen Orte. — Wohlan, Coquelicot, mein guter Junge, gebt Acht auf's Commando. Schaukeln wir den Körper gleichmäßig hin und her, und wenn ich sage Drei! so laßt los.«

Die beiden Strolche begannen sofort ihre traurige Bürde von rechts nach links, und von links nach rechts hin- undherzuschwenken.

»Eins! zwei!« rief Morales mit lauter Stimme, »drei!« setzte er hinzu und der gleichzeitig von den ihn haltenden Händen losgelassene Cadaver ward in die gähnende Oeffnung geschleudert.

Man hörte das Rascheln des Gestrüppes und das Knistern der zerbrechenden trockenen Zweige, dann folgte ein schwerer, dumpfer Schlag, welcher verhallte, ohne ein Echo zu wecken. Eine Staubwolke stieg aus dem trockenen

Moos empor — eine aufgescheuchte Fledermaus flatterte aus ihrem geheimnißvollen Asyl heraus und in ihrer blinden Flucht gerade in das Gesicht Kerjean's, welcher unwillkürlich zusammenfuhr und einen Schreckensruf ausstieß.

Alles dies dauerte nur den zwanzigsten Theil einer Minute. Die drei Männer neigten sich hierauf über die Oeffnung und schauten hinein, sahen aber nichts.

Der Epheu und die einen Augenblick auseinandergerissenen Flechten hatten schon ihren düstern Vorhang wieder geschlossen und bedeckten den Cadaver mit einem undurchdringlichen Leichentuche.

Nur war Blut auf den Blättern.

»Das war ein gutes Stück Arbeit,« murmelte Morales. »Bei Unserer lieben Frau von Atocha, wer zum Teufel würde auf den Einfall kommen, den guten seligen jungen Herrn da drinnen zu suchen? Selbst die Helfershelfer des Criminallieutenants würden vergebens nachspüren.«

»Wir haben nun weiter nichts hier zu thun,« sagte der Baron. »Gehen wir unserer Wege.«

Er machte sich wieder auf den Weg nach der Lichtung, wo das durch einen Meuchelmord beendete Duell stattgefunden.

Er hob seinen Mantel auf und warf ihn auf die Schultern — drückte Coquelicot, der sich bis auf die Erde verneigte, einige Goldstücke in die Hand und ging, von seinen Mitschuldigen gefolgt, nach der uns bekannten Thür zurück.

»Geht zuerst hinaus!« befahl er dann den beiden

Elenden, nachdem er den Riegel zurückgezogen und die Thür geöffnet hatte. »Sehet, ob die Straße leer ist.«

»Sie ist leer wie die arabische Wüste,« entgegnete Morales, nachdem er seinen Raubvogelblick rechts und links geworfen.

»Gut,« sagte Kerjean, indem er die Thür von innen wieder schloß und den Riegel vorschob, den er soeben zurückgezogen.

»Nun, Baron,« fragte der Gitano, »wollen Sie denn drinnen bleiben?«

»Nein.«

»Aber wie wollen Sie denn herauskommen? Caramba! Ich bin neugierig, dies zu sehen! — Haben Sie vielleicht Flügel?«

Luc antwortete nicht auf diese Fragen. Er that einige Schritte rechts und sah sich einer Stelle gegenüber, wo fünf oder sechs über einander angebrachte Einschnitte, die vollkommen genügten, um den Raum für die Füße und Hände eines Menschen zu gewähren, mit Hilfe eines scharfen Instrumentes in dem Mauerwerke angebracht waren.

Mit Hilfe dieser Einschnitte erkletterte er die Mauer eben so leicht als auf einer Leiter. Dann drehte er sich herum, hielt sich mit beiden Händen an die Mauerkappe und ließ sich auf die Straße herabgleiten.

»Caramba, lieber Baron,« rief Carmens Bruder, »Sie sind gewandt wie ein Affe und flink wie eine Katze. Aber wozu diese Kraft- und Kunststücke, da Sie doch die Thür hatten?«

Kerjean zuckte die Achseln.

»Kopf ohne Hirn!« antwortete er. »Sollte ich wohl

diese Thür offen lassen und die Blutlachen auf dem freien Platze der Neugier des ersten Besten preisgeben?«

»Sie denken doch an Alles!« murmelte der Gitano mit aufrichtiger Bewunderung. »Sie sind ein großer Mann und außer meiner Schwester kenne ich Niemanden, der es Ihnen gleichthäte.«

Luc hörte dieses wohlverdiente Compliment mit einer des Lobes würdigen Bescheidenheit. Er verabschiedete Coquelicot mit einer Geberde gönnerhaften Wohlwollens und dieser entfernte sich, nachdem er seine unverbrüchliche Anhänglichkeit zu erkennen gegeben.

Der Baron sagte sodann zu Morales:

»Heute Abend um zehn Uhr seid im Rothen Haus — ich werde Euer bedürfen.«

Dann kehrte er nach dem Platze Saint-Michel zurück, wo Malo ihn mit den Pferden erwartete und ritt dann durch die Rue Saint-Jacques nach dem Quai Saint-Paul.

Unterwegs murmelte er:

»Die Hindernisse sinken eins nach dem andern. Wer sich zwischen mich und das Glück stellt, ist im Voraus verurtheilt. Alles ebnet sich! — Ich lange an — ich lange an! Möge bald der Tag kommen, wo ich von Perinen befreit bin, dann bleibt mir auf dieser Welt hienieden nur noch ein einziger Feind.«

Wir wollen den Baron nicht nach seiner Wohnung begleiten, eben so wenig als nach dem Hotel Simeuse, wo er soupirte und wo er es durch einige leise gesprochene Worte möglich zu machen wußte, Carmen von dem zu unterrichten, was am Nachmittag desselben Tages geschehen war.

Gegen zehn Uhr Abends finden wir ihn im Rothen Hause. Er hatte soeben die eifrigen und aufrichtigen Glückwünsche der Wahrsagerin empfangen.

Da diese letztere den glücklichen Erfolg des gelegten Hinterhalts bereits durch Morales erfahren hatte, so sah Luc sich der Mühe einer abermaligen Erzählung überhoben.

»Meine liebe Perine,« sagte er zu der Wahrsagerin, »Du mußt mir einen Dienst leisten.«

»Mit dem größten Vergnügen. Was wünschest Du von mir?«

Luc neigte sich zu Perine herab und murmelte ihr ins Ohr:

»Gib mir eine Blendlaterne und die Hacke und Schaufel, mit deren Hilfe Du für Jane von Simeuse ein Grab gegraben.«

Perine sah den Baron verwundert an.

»Hast Du denn auch ein solches Stück Arbeit zu besorgen?« fragte sie ihn.

»Ja.«

»Für wen denn?«

»Für René von Rieux.«

»Liegt die Leiche denn da, wo sie liegt, nicht gut? Kann sie nicht dort bleiben?«

»Das ist unmöglich.«

»Wer sollte sie denn dort suchen?«

»Höre mich und Du wirst begreifen. Der verfallene Brunnen, in welchen ich den Körper des Marquis habe werfen lassen, ist einfach jene Cisterne, von welcher ich am Abend des Fastnachtsdinstages sprach, als ich Dich in meine künftigen Projecte einweihte. Sie steht durch einen

nur mir allein bekannten Gang mit den unterirdischen Gemächern des Teufelshotels in Verbindung. Nun aber wird das Teufelshotel, ehe ein Monat vergeht, mein Eigenthum sein und in diesen unterirdischen Gemächern werde ich meine umfangreiche Falschmünzerwerkstätte einrichten, es kommt daher, wie Du siehst, viel darauf an, daß die Leiche verschwinde.«

»Das gebe ich zu. Wo willst Du denn das Grab machen?«

»In den unterirdischen Räumen des Teufelshotels.«

»Wann?«

»Noch diese Nacht. — In einem Augenblicke.«

»Wirst Du allein gehen?«

»Nein, Morales und Malo werden mich begleiten.«

»Gut. Ich will Dir sogleich geben, was Du verlangst.«

Perine nahm eine Lampe und ging von Kerjean begleitet in das untere Zimmer. Der Gitano folgte ihnen mit etwas unruhiger Miene.

Der Baron nahm die Hacke auf die Schulter, gab die Schaufel und die Laterne dem Gitano zu tragen und Beide verließen das Rothe Haus durch die Thür, welche auf das Gäßchen l'Estouffade herausführte.

Am äußersten Ende dieses Gäßchens hielt der Fiaker, in welchem Kerjean angekommen war. Der Kutscher verließ seinen Sitz nicht — ein Mann stand bei den Pferden.

Morales erkannte Malo.

Luc gab ein Zeichen, der Diener öffnete den Schlag.

»Steigen Sie ein, Don Gusman,« sagte der Baron,

und nahm dann neben dem Gitano auf der schlecht gepolsterten Bank Platz.

»Wo fahren wir hin?« fragte Malo.

»Rue d'Enfer,« antwortete Luc. »Ich werde halten lassen, sobald es Zeit ist.«

Der Diener kletterte rasch auf den Bock neben den Kutscher, ein tüchtiger Peitschenhieb setzte die beiden mageren Gäule in Bewegung und der Wagen rollte fort.

Nach Verlauf einer halben Stunde langte er an der Rue d'Enfer an. Als er das Drittel dieser unendlich langen Straße zurückgelegt hatte, rief Kerjean:

»Halt!«

Der Wagen hielt sofort und unsere drei Personen stiegen aus. Malo belud sich mit der Hacke, der Schaufel und der Laterne.

»Folgt mir!« sagte der Baron zu seinen Begleitern und begann rasch weiterzugehen.

Die Nacht war schwarz und die Blendlaterne sorgfältig geschlossen.

Dennoch erlaubte der bleiche Schimmer der von einer Entfernung zur andern angebrachten Laternen Morales, der diesen Stadttheil nicht kannte, rechts eine hohe Mauer zu bemerken, welche die ganze eine Seite der Straße einnahm und sich bis in's Unendliche fortsetzte.

Diese Mauer war in noch weit verfalleneren Zustande als die der Einhegung in der Rue Tombe-Issoire. Breite Spalten, die unheimlichen Vorläufer des vollständigen Ruins, zeigte sich hier und da. An mehr als einer Stelle hatten theilweise Einstürze die Kappe der alten Mauer so zu sagen ausgezackt. Wuchernde Pflanzen aller

Art trieben ihre Wurzeln in die Poren der herabgefallenen Steine hinein und breiteten sich nach allen Richtungen aus.

Kerjean ging immer die Mauer entlang, welche Morales vorkam, als nähme sie gar kein Ende.

Die drei Männer kamen an einer massiven Thür mit schwerfälligen und wurmstichigen Säulen vorüber. Das vom Rost zernagte eiserne Gitter, über welchem sich ein Wappenschild befand, war mit massivem Eichenholz beschlagen und dieses wiederum mit großen Nägelköpfen versehen, welche allerhand unregelmäßige Zeichnungen und seltsame Figuren bildeten.

Sonne, Regen und Winde hatten nichts auszurichten vermocht gegen diese feste Rüstung von Holz und Eisen, welche seit undenklichen Zeiten ihren Anstrengungen trotzte. Kaum bemerkte man hier und da einige Ritzen in den geschwärzten Pfosten, aber keine dieser Ritzen hätte dem Blicke gestattet, in das Innere des Hofes zu dringen, der hinter dem Gitter lag.

Dann ging die Mauer wieder an.

Genau in dem Augenblicke, wo Malo sich gegenüber der Thür befand, welche wir so eben beschrieben haben, machte er rasch das Zeichen des Kreuzes und murmelte die Worte eines bretonischen Gebetes, welches, wie er glaubte, die besondere Eigenschaft besaß, die bösen Geister in die Flucht zu schlagen.

Morales bemerkte die Geberde des Dieners, näherte sich ihm und fragte leise, indem er mit dem Finger auf das Gitter zeigte?

»Was ist das, mein Junge?«

Malo bekreuzte sich zum zweiten Mal und antwortete mit bewegter Stimme:

„Es ist der Eingang zum Teufelshotel.“

Morales hatte noch niemals vom Teufelshotel sprechen hören. Nichtsdestoweniger sagte er sehr fromm zu sich selbst:

„Ha Caramba! — Das ist eine häßliche Nachbarschaft. Möge Unsere liebe Frau del Pilar über mir wachen und mich vor allem Unheil behüten.“

Kerjean fuhr fort die ewige Mauer entlang zu gehen. An dem Gitterthore war man nun schon seit mehr als fünf Minuten vorüber.

Endlich blieb er stehen. Die Mauer, welche ungefähr fünfzig Schritte weiter eine scharfe Biegung machte, stieß an die Einhegung des Luxembourggartens an.

Luc drehte sich nach Malo herum und nahm ihm die Laterne aus den Händen, ließ einen schwachen Schimmer aus derselben fallen und näherte sich, nachdem er gelauscht und sich überzeugt hatte, daß kein Tritt sich in der Umgebung hören ließ, einem Pförtchen, welches in der Vertiefung der Mauer angebracht war und aus einer mit einem festen Schloß versehenen starken Thür bestand.

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in das Schloß und die Thür drehte sich ächzend in ihren verrosteten Angeln.

Malo sah seinem Herrn zu und war vor Furcht und Bestürzung wie versteinert.

„Vorwärts,“ sagte Kerjean, indem er sich nach seinen Begleitern herumwendete und auf das Pförtchen zeigte.

Anstatt aber vorwärts zu gehen, prallten beide zurück.

»Nun, was gibt's?« fragte Luc erstaunt.

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron,« stammelte Malo; »ich glaube aber hinter dieser geöffneten Thür liegt das Gebiet, welches zu dem Teufelshotel gehört.«

»Du irrst Dich nicht. Was ist aber weiter dabei?«

»Und Sie wünschen, daß wir da hineingehen, Herr Baron?«

»Allerdings.«

»Sie kennen meine Anhänglichkeit an Ihre Person, Herr Baron,« fuhr Malo in immer bewegterem Tone fort, »ich würde meinen Körper und meine Seele für Sie hingeben, das wissen Sie, Herr Baron —«

Der Diener stockte.

»Was schwatzest Du da von deiner Anhänglichkeit, Taugenichts!« rief Luc ungeduldig. »Wir versäumen hier die Zeit. Ich habe befohlen — beeile Dich zu gehorchen.«

»Wenn Sie mir befehlen, durch's Feuer zu gehen, oder in's Wasser zu springen, so werde ich keinen Augenblick zögern — aber ich beschwöre Sie, verlangen Sie nicht von mir, daß ich die Schwelle dieser Thür überschreite!«

»Bist Du denn verrückt geworden?«

»Nein, Herr Baron, das nicht. Ich fürchte mich blos.«

»Und wovor denn, Dummkopf? Das Teufelshotel steht ja seit länger als einem halben Jahrhundert unbewohnt!«

»Eben deßwegen, Herr Baron. Vor lebenden Menschen fürchte ich mich nicht, wohl aber vor todten, und alle Welt weiß, daß in dem Teufelshotel Gespenster hausen.«

Luc zuckte verächtlich die Achseln und fing an zu lachen, dann hob er in kurzem, gebieterischem Tone wieder an:

»Schweig mit deinen thörichten und abergläubischen Bemerkungen. Ich bedarf Deiner da drinnen und ich befehle Dir, voranzugehen.«

Malo faltete die Hände und stammelte abermalige Bitten.

Kerjean stampfte mit dem Fuße, stieß ein halbes Dutzend Flüche hervor, zog ein Pistol aus dem Gürtel und rief:

»Wenn Du nicht augenblicklich gehorchst, so schieße ich Dir, so wahr ich lebe, eine Kugel durch den Kopf.«

Der Diener kannte seinen Herrn hinreichend genau, um überzeugt zu sein, daß derselbe vor der Ausführung einer solchen Drohung nicht zurückweichen würde. Deshalb wählte er von zwei Uebeln das kleinste, und trat zitternder als die Fieberkranken der römischen Campagna in den Garten.

Morales, der in seiner Eigenschaft als Gitano eben so abergläubisch war, als der Bretaguer, und viel furchtsamer als dieser, schauderte vom Kopfe bis zu den Füßen, und man konnte ganz deutlich seine langen Zähne zusammenschlagen hören. Schon der Anblick von Kerjean's Pistol aber hatte alle Widerstandsgelüste in ihm unterdrückt.

Er folgte Malo, ohne ein einziges Wort zu sprechen; wenigstens sprach er kein lautes, sondern schlug sich zerknirscht auf die Brust und murmelte auf's Gerathewohl alle Bruchstücke von Gebeten, die ihm eben einfielen und welche an Unsere liebe Frau del Pilar, an Unsere liebe Frau von Atocha und den heiligen Jago gerichtet waren.

Luc trat zuletzt ein. Er schloß die Thür wieder hinter sich und öffnete die Blendlaterne, deren fahler Schein

außerhalb ihres engen leuchtenden Ringes die Finsterniß noch schwärzer erscheinen ließ, vollständig.

Der Garten war sehr umfangreich Seit jener Zeit hat sich auf demselben ein ganzer neuer Stadttheil erhoben. Man mußte ihn in schräger Richtung durchschreiten, um zu den Gebäuden des Hotels zu gelangen.

Das bleiche Licht der Laterne brach sich an den riesigen kohlschwarzen Stämmen hundertjähriger Bäume mit entblätterten Aesten. Von einer Entfernung zur andern sah man undeutlich auf mit Moos bedeckten Piedestalen die kaum erkennbaren Schattenrisse enthaupteter Bildsäulen, welche weißgekleideten Gespenstern glichen.

Am hellen Tage und in der vollen Vegetation des Frühlings mußte dieser Garten Aehnlichkeit mit einem von Phantomen bevölkerten Urwald haben.

Von einer Allee oder auch nur von einem Gange gab es, wie wir kaum erst zu sagen brauchen, keine Spur. Das Moos, die Schmarotzerpflanzen und die Schößlinge der Kastanienbäume und Linden hatten Alles überwuchert.

Kerjean drang ohne sichtbares Zögern in das düstere Labyrinth, welches sich vor ihm ausstreckte. Zuweilen war er genöthigt, einen Umweg zu machen, um einem Dickicht von dornigem Gestrüppe auszuweichen, woran er sich die Kleider zerrissen haben würde; gleich darauf schlug er die einen Augenblick unterbrochene gerade Linie wieder ein.

Morales und Malo folgten ihm Schritt um Schritt und gingen buchstäblich in seinem Schatten. Die Nähe dieses kühnen Mannes, der für die Furcht vor den Todten sowohl wie vor den Lebenden gleich unzugänglich zu sein schien, dünkte ihnen die einzige mögliche Schutz-

wache gegen die geheimnißvolle und unbekannte Gefahr zu sein, welche sie zu fürchten zu haben glaubten.

Die drei nächtlichen Wanderer gelangten an eine der Ecken des Teufelshotels, eines ungeheuer großen prachtvollen Gebäudes, welches sich beinahe mit einem Herrenschlosse in der Mitte eines Parkes vergleichen konnte.

Wir werden später Veranlassung haben, dieses ungeheure Haus, welches einigen der Hauptscenen des Dramas, welches wir erzählen, zum Schauplatze dienen sollte, seinem Aeußeren und seinem Inneren nach zu beschreiben. Jetzt jedoch ist dieser Augenblick noch nicht gekommen. Wir sind von Finsterniß umringt — warten wir, bis die Sonne scheint.

Luc hatte, wie man sofort sah, die Oertlichkeit, in welche wir unsere Leser jetzt versetzen, gründlich studirt und wußte sich in der Nacht darin eben so zurecht zu finden wie am Tage.

Er ging um die Gebäude herum, so daß er auf die Hinterseite des Hotels kam. Er gelangte an eine bogenförmige Maueröffnung, deren Thür schon seit vielen Jahren nicht mehr vorhanden war, und drang durch diese Oeffnung in einen gewölbten Saal von ungeheurem Umfange, dessen eine schmale Seite fast ganz von einem colossalen steinernen Camine eingenommen ward.

Dieser Saal war ehemals die Küche des Hotels. In jenen weit hinter uns liegenden Tagen der guten alten Zeit drehten sich mit Fleisch, Geflügel und Wildpret gefüllte Bratspieße unaufhörlich vor der Glut des riesigen Camins.

Der Baron, kaltblütig und entschlossen, und seine

Begleiter, immer mehr schaudernd und zitternd, seitdem sie sogar in das Innere des unheimlichen Hauses getreten waren, blieben in dem untern Saale nicht stehen.

Luc erstieg mit der Laterne in der Hand die Stufen einer kleinen steinernen gut erhaltenen Treppe, welche in die erste Etage hinaufführte. Er durchschritt, von dem Diener und dem Gitano gefolgt, mehrere Zimmer, deren Verfall ein vollständiger war, wenigstens in so weit sich dies bei dem unsichern Scheine der Laterne beurtheilen ließ.

Dann betrat er einen weiten Treppenplatz, auf welchen die staubigen Stufen der großen Ehrentreppe ausmündeten, öffnete eine Thür und trat in eine Capelle, welche früher ein Meisterwerk von großartiger Architectur und Ornamentik gewesen war.

Aber von dem Glanze der Vergangenheit waren nur noch Trümmer übrig. Zwischen den Steinplatten quoll grünlicher Schimmel hervor. Die durch die Feuchtigkeit beinahe verfaulten Holzschnitzereien lösten sich von der Wand. Die Leinwand der Gemälde war gewissermaßen in Flor verwandelt, der Altar hatte keine Behänge und die beiden Bogenfenster keine Scheiben mehr. Eine Nachteule hatte sich des leeren Tabernakels bemächtigt, um hier ihr Nest zu bauen und ihre Jungen aufzuziehen.

Morales und Malo sahen einander an. Eine Capelle im Hause des Teufels! Ganz gewiß war dies für diese ausgewählten Capacitäten Grund zu nicht geringem Erstaunen.

Luc näherte sich dem Altare von weißem Marmor, welcher der Eingangsthür gegenüber stand, und kniete

auf der ersten der drei Stufen nieder, welche zu diesem Altare führten.

»Caramba!« murmelte Morales, indem er Malo mit dem Ellbogen in die Seite stieß, »der Baron verrichtet sein Gebet. Der heilige Jago von Compostella möge uns erleuchten! — Das ist eine wunderbare Bekehrung!«

Ach leider täuschte Morales sich vollständig und der Baron dachte durchaus nicht an's Beten. Wenn er auf die Knie niedergefallen war, so war es geschehen, um die Zierathen von vergoldetem Kupfer fassen zu können, welche von dem weißen Marmor abstanden. Eine dieser Verzierungen hatte die Form eines Andreaskreuzes. Kerjean drückte mit dem Finger auf dieses Kreuz, welches plötzlich verschwand, als ob der weiße Marmor weich geworden wäre, und man hörte das knarrende Geräusch einer in Bewegung gesetzten Feder.

Der Baron trat sofort zurück. Der Altar löste sich zur großen Verwunderung für Morales und Malo von der Wand, beschrieb, indem er sich auf unsichtbaren Zapfen drehte, einen Halbkreis und man sah an der Stelle, welche er so eben noch eingenommen, ein schwarzes viereckiges Loch, welches gerade groß genug war, um einen Menschen hindurchzulassen. Die oberste Stufe einer in der Mauer angebrachten Treppe reichte bis an das Niveau dieser Oeffnung.

Malo stieß ein dumpfes Aechzen aus.

»Erbarmen!« stammelte er, »sollen wir etwa gar in dieses Kellerloch der Hölle hinabsteigen?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Luc wiederholte, neben dem schwarzen Loche stehend,

das Wort oder vielmehr den lakonischen Befehl, dem seine Begleiter sich nicht weigern konnten sich zu fügen.

»Vorwärts!« sagte er.

Morales setzte den Fuß auf die oberste Stufe, schloß die Augen und stieg hinab. Malo folgte ihm, indem er seine Seele allen Heiligen des bretonischen Kalenders empfahl. Kerjean schloß den Zug.

Die Treppe hatte sechzig Stufen. Die letzte befand sich in gleicher Ebene mit einem breiten Gange, dessen äußerste Enden durch massive Flügelthüren mit Schlössern und Riegeln versehen wie Gefängnißpforten verschlossen waren.

Der Baron schob die Riegel zurück, stieß eine der Thürflügel auf und führte den Bretagner und den Gitano an einen Ort, den man unmöglich betrachten konnte, ohne ein Gefühl von Erstaunen und Bewunderung zu empfinden.

Die drei Männer hatten die Schwelle der unterirdischen Räume des Teufelshotels überschritten und man konnte sich nichts Großartigeres und Imposanteres denken als das colossale Bauwerk, welches hier sich ihren Blicken darbot. Nur ein meisterhaftes Gemälde oder vielmehr eine vollständig gelungene Theaterdecoration könnte einen genauen Begriff davon geben.

In der That zogen sich diese unterirdischen Räume, deren römische Bogen nicht weniger als vierzig Fuß Höhe hatten und sich auf einen förmlichen Wald von runden aus Granitblöcken gefertigten Säulen stützten, nicht blos unter dem Hotel selbst hin, sondern auch beinahe unter dem ganzen Garten und zwei- bis dreitausend Personen hätten hier



bequem Platz gefunden, um das Fest der unheimlichen Gottheiten zu feiern, welche früher die Finsterniß beherrschten.

Ganz gewiß waren diese geheimnißvollen Gewölbe weit älter als das Hotel. Ohne Zweifel hätte man, um das Datum ihres Ursprungs zu finden, bis zu den fernsten Epochen des Mittelalters zurückgehen müssen.

Was den Zweck betraf, zu welchem sie erbaut worden, so schien es sehr schwierig, denselben zu bestimmen, und Kerjean hielt es auch für überflüssig, sich in dieser Beziehung langes Kopfzerbrechen zu machen.

Feiner weißer Sand bedeckte den Boden; trotzdem hatte das Geräusch der Tritte und der Worte unter diesen Gewölben einen mächtigen Schall. Das hinter den schwerfälligen Pfeilern lauernde Echo bemächtigte sich des leisesten Gemurmels, um es zu verstärken und zu wiederholen.

Wenn der Schein der Laterne den Schatten auf eine Secunde lang verscheuchte, sah man rechts eine gähnende, durch ein eisernes Gitter geschlossene Höhle, welche einen noch schwärzeren Flecken bildete, als das allgemein herrschende Dunkel war. Es war dies jener Eingang zu einem Theil der Katakomben, wovon wir am Abend des 20. Februar den Baron mit Perinen haben sprechen hören.

Noch weiterhin, aber ebenfalls rechts, führte eine Treppe von zwölf Stufen nach dem Ausgange eines in den Felsen gehauenen schmalen Ganges und bildete eine bequeme Verbindung mit einem der verlassenen Steinbrüche in der Ebene von Montrouge.

Kerjean, Malo und Morales durchschritten die unterirdischen Räume in ihrer ganzen Ausdehnung und erreich-

ten eine Stelle, wo das Gewölbe mit dem Boden zusammenzustoßen schien.

»Bis hierher und nicht weiter!«

Der Gitano und der Diener faßten daher auch einen Augenblick lang Hoffnung. Es schien ihnen unmöglich, diesen unheimlichen Spaziergang in den Eingeweiden von Paris noch weiter fortzusetzen.

Sie irrten sich aber. — Der Baron machte eine Wendung nach der linken Seite und blieb am Rande eines Brunnens stehen, dessen gähnender Rachen sich unter seinen Füßen öffnete und der sehr tief sein mußte, wenigstens ließ sich das aus den Stößen eisigkalter Luft schließen, welche von Zeit zu Zeit daraus emporstiegen.

Kerjean drehte sich nach seinen Begleitern herum und sagte:

»Legt die Hacke und Schaufel weg, und folgt mir!«

Dann that er einen Sprung.

Morales und Malo stießen gleichzeitig einen Schrei des Entsetzens aus und neigten sich erschrocken über den Abgrund. — Der Baron war verschwunden. Ein undurchdringliches Dunkel umgab jetzt den Spanier und den Bretagner.

»Mein armer Herr!« stammelte Malo, welcher glaubte, der Baron sei in einen bodenlosen Schlund hinabgestürzt. »Ach, ach, ich werde ihn nie wieder sehen.«

»Unsere liebe Frau von Atocha stehe mir bei!« rief Morales ächzend, »wir sind verloren! Es wird uns nimmermehr gelingen, uns allein wieder aus diesem verwünschten Labyrinthe hinauszufinden!«

In demselben Augenblicke aber erscholl die gebieterische Stimme des Barons.

»Bei allen Teufeln,« rief diese Stimme, »so folgt mir doch!«

»Er kommt wieder,« ächzte Morales wie vernichtet, indem er auf die Knie niedersank und sich auf die Brust schlug. »Er ruft uns in die Hölle! O großer heiliger Jago von Compostella, beschütze deinen Diener — gestatte dem Teufel nicht, ihn zu holen. Ich will Dir auch eine Wachskerze widmen, so schwer, wie Dir noch nie eine geweiht worden.«

»Mein guter Herr,« fragte Malo, dessen Stimme eben so sehr zitterte als sein Körper, »wo sind Sie?«

»Du weißt recht wohl, wo ich bin, Schurke,« entgegnete der Baron. »Macht denn deine einfältige Furcht Dich blind und taub wie diesen Dummkopf von Don Gusman, und soll ich Dich erst bei den Ohren nehmen, um Dich zu zwingen, mir nachzukommen?«

Diese Sprache, welche allerdings mit der eines Gespenstes durchaus keine Aehnlichkeit hatte, machte Morales und Malo wieder einigen Muth. Sie begannen zu begreifen, daß der Baron wirklich noch lebte, und daß sie ihm ohne Gefahr folgen könnten.

Der Brunnen hatte in der That nicht mehr als sieben bis acht Fuß Tiefe. Man gelangte entweder durch einen kühnen Sprung hinab, wie der Baron gethan, oder mittels einer an der innern Auskleidung angebrachten kleinen eisernen Leiter. Eine in der Wand angebrachte thürförmige Oeffnung gestattete den Zugang in einen geräumigen

Corridor, der in gerader Linie nach einem unbekannten Ziele führte.

Der Baron war seit einigen Secunden den Augen seiner Begleiter entschwunden, indem er die Schwelle dieses Corridors überschritt, dessen äußerstes Ende sicherlich in's Freie hinausführte, wovon die hereindringenden kalten Luftstöße den unwiderleglichen Beweis gaben.

Malo that den Sprung ebenfalls, und sah sich nun neben seinem Herrn.

Morales bediente sich zum Hinabsteigen der eisernen Leiter.

Sobald als Luc seine Begleiter bei sich sah, ging er rasch in dem niedrigen Corridor weiter.

Die drei Männer legten einige hundert Schritte zurück. So wie sie weiter kamen, nahm die Kälte zu und der Corridor ward immer enger, bis er endlich nur noch ein schmaler Gang war, in welchem nicht zwei Personen neben einander hätten gehen können.

Plötzlich machte Kerjean Halt. Morales rannte gegen ihn und Malo gegen Morales an.

Zwei oder drei Schritte vor dem Baron war der Gang durch ein dichtes Netz von Ephen und Flechten gesperrt, die eine förmliche vegetabilische Mauer bildeten.

Luc drehte sich halb nach dem Gitano herum.

»Don Gusman,« fragte er ihn, »wissen Sie, wo wir sind?«

»Caramba! Wie soll ich das wissen?« rief Morales.

»Wohlan, ich will es Ihnen sagen. Wir sind ganz nahe an dem Orte, wo Sie vor Kurzem einen so tapferen Degenstoß führten. Ueber uns befindet sich die Einhegung

der Rue Tombe-Issoire und unter diesem grünen Gestrüppe, welches uns am Weitergehen hindert, werden wir auf dem Boden der Cisterne die Leiche René's von Rieux finden.«

Morales antwortete nichts, aber schauderte um so mehr.

Malo bekreuzigte sich fast unausgesetzt. Der würdige Diener fand keinen großen Geschmack daran, mit einer Leiche um Mitternacht in der Nähe des Teufelshotels in allzunahe Berührung zu kommen, und wir haben kaum den Muth, diese Schwäche zu tadeln.

Kerjean dagegen fürchtete, wie wir wissen, weder die Todten, noch den Teufel, noch die Gespenster. Er bog den Epheu und die Flechten vorsichtig beiseite, um den schützenden Vorhang, der den geheimen Gang so gut maskirte, nicht zu zerreißen, und drang in den kreisförmigen Raum der Cisterne.

Morales und Malo thaten dasselbe.

»Hier muß die Leiche liegen,« sagte der Baron, indem er auf den Mittelpunkt des vom Gestrüpp überwucherten Schlundes deutete. »Wickelt sie fest in den Mantel, hebt sie bei den Füßen und bei den Schultern auf und kehren wir damit in den Gang zurück.«

Gleichzeitig ließ er den Schein der Laterne auf die bezeichnete Stelle fallen.

Wenn Luc befahl, mußte gehorcht werden.

Der Diener und der Gitano neigten sich auf den Boden herab, hoben die Büschel der Schmarotzergewächse empor und begannen eifrig zu suchen.

»Beeilt Euch!« hob Kerjean wieder an. »Die Aufgabe ist leicht.«

Malo richtete sich todtenbleich empor.

»Was gibt's?« fragte Luc.

»Herr Baron,« antwortete der Diener, »ich finde nichts.«

»Ich auch nicht,« setzte Morales hinzu, dessen Zähne hörbar klapperten.

»Ihr findet nichts?« wiederholte Kerjean bestürzt.

»Nichts,« antworteten die beiden Männer gleichzeitig.

»Das ist aber unmöglich!« rief der Baron. »Ihr sucht nicht ordentlich.«

»Caramba!« sagte Morales bei sich selbst. »Der Körper des jungen Mannes nahm doch mehr Raum ein als ein trockenes Blatt. Wenn er da wäre, so müßten wir ihn sehen.«

Kerjean machte sich nun selbst ans Werk, begann, was Morales und Malo bereits gethan, untersuchte den ganzen Boden der Cisterne und überzeugte sich sofort mit eigenen Augen, daß hier keine Leiche verborgen war.

Es war unglaublich und Kerjean fragte sich in vollem Ernste, ob er in diesem Augenblicke das Spielwerk eines Traumes oder einer Sinnestäuschung sei. Er zog das Zeugniß seiner Sinne in Zweifel und sagte bei sich selbst:

»Es ist unmöglich.«

Und in der That schien das Verschwinden eines menschlichen Körpers, der so wenig Stunden vorher an einem solchen Ort versteckt worden, nicht dem Gebiet des Wirklichen, sondern dem des Fabelhaften und Unglaublichen anzugehören.

»Dennoch ist die Sache nicht schwer zu erklären,« dachte der Gitano, als er das stumme und tiefe Erstaunen

des Barons sah. »Der Teufel ist hierbei im Spiele. Er wird an dem häßlichen Ort, wo wir sind, einen kleinen Streich gespielt und die Leiche fortgetragen haben. Caramba! Die Sache ist ganz einfach. Warum soll man in der Ferne etwas suchen, was in die Augen springt?«

»Sollte ich mich geirrt haben?« stammelte Kerjean. »Haben wir vielleicht einen falschen Weg eingeschlagen? Ist es nicht diese Cisterne, in welche Morales und Coquelicot auf meinen Befehl die Leiche geworfen haben?«

Kaum hatte er diese dreifache Frage gethan, so faßte er den Henkel der Laterne zwischen die Zähne, hielt sich mit beiden Händen an einigen über seinem Kopfe aus der Mauerritze hervorwachsende kräftige Büschel und hob sich mit Hilfe seiner ungeheuren Muskelkraft bis an die Oeffnung der Cisterne hinauf, so daß er sich nun in der Einhegung der Rue Tombe-Issoire befand.

Ein einziger Blick erlaubte ihm, die ihm umgebende Oertlichkeit zu erkennen. Er hatte keinen Irrthum begangen. Er war wirklich da, wo er hingewollt hatte.

Er stieg wieder in die Cisterne hinunter, bückte sich abermals und concentrirte den ganzen Schein seiner Laterne auf den Sand, welcher den Boden bedeckte, und auf das Laub des Epheus. Dieser Sand und dieses Laub lieferten ihm einen neuen materiellen und unwiderleglichen Beweis, daß die Leiche hier gelegen hatte.

Rothes Blut, welches in dem Halblicht schwarz erschien, hatte in reichlicher Fülle den Sand durchdrungen und kleine blutige Tropfen waren auf den Blättern zu sehen.

Der Baron faßte sich mit beinahe krampfhafter Geberde mit beiden Händen am Kopf und rief plötzlich:

»Aber was ist aus dieser Leiche geworden? — Ich muß es wissen — ich muß die Lösung dieses düstern Räthsels finden oder ich werde wahnsinnig, denn ich fühle schon, daß ich Furcht habe. Ja, ich habe Furcht — ich, Kerjean! — ich habe Furcht vor dem Dämon, der allein mir diese Leiche hat stehlen können.«

Was Morales und Malo, die schon ohnehin vor Angst bebten, empfanden, als sie diese unheimlichen Worte hörten, wollen wir weiter nicht beschreiben. Sie fühlten sich mehr todt als lebendig — dies ist Alles, was wir versichern können — aber wir versichern es mit fester Ueberzeugung.

Nach einem langen Augenblick des Schweigens hob Luc in dumpfem Tone wieder an:

»Gehen wir!«

Der Gitano und der Diener ließen sich diesen Befehl nicht wiederholen, sondern begaben sich rasch, einer hinter dem andern, in den schmalen Corridor, der zwischen der Cisterne und dem unterirdischen Gewölbe als Gang diente.

Der Baron kam hinter ihnen her.

Es dauerte nicht lange, so erreichten sie die Stelle, wo dieser Corridor sich erweiterte und eine Gallerie ward.

Plötzlich blieb Morales, der voranging und welchem die Angst Flügel an die Fersen zu heften schien, stehen, stieß einen dumpfen Schrei aus und sank auf beide Knie nieder.

Gleichzeitig prallte Malo zurück und begann die Litanei der Heiligen seines Geburtslandes zu stammeln.

»Was gibt's denn?« fragte Kerjean, der ihnen mit gesenktem Haupte folgte und in seinen einzigen Gedanken

versunken war, nämlich in den innigen Wunsch, die Lösung des Räthsels und den Schlüssel des Geheimnisses zu finden.

»Sehen Sie!« stammelte Morales, indem er die Hand nach dem unterirdischen Gewölbe ausstreckte, »sehen Sie — dort! dort!«

Kerjean's Augen befragten sofort die Tiefe der Gallerie. Ein schwacher Schein — gleich einem kleinen Stern ohne Strahlen — zeigte sich in der Finsterniß in einer Entfernung, welche ungeheuer zu sein schien.

»Ha,« rief der Baron mit wilder Freude, »endlich werde ich es erfahren.«

Mit diesen Worten ließ er die Laterne auf den Sand fallen, zog den Degen und sprang vorwärts, ohne auf die verzweifelten Bitten seiner Begleiter zu achten.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.